

A

Bulletin

Wissenschaft als Beruf La science comme profession

F



Mit Beiträgen von

Nikolaus Beck Peter Seele
Reinhold Bernhardt
Vittorio Hösele
Irmtraud Huber
Gernot Kostorz
Wolfgang Lienemann
Hermann Lübbe
Margit Osterloh Bruno S. Frey
Martin Schmeiser
Rainer Christoph Schwinges
Anja Zwingenberger



Assistant Professorships (Tenure Track) in Computer Science

The Department of Computer Science (www.inf.ethz.ch) at ETH Zurich invites applications for assistant professorships (Tenure Track) in the areas of:

- Computer Systems
- Software Engineering
- Information Systems (with emphasis on Big Data)

For candidates with exceptional research accomplishments also applications for a full professorship will be considered.

The department offers a stimulating and well-supported research and teaching environment. Collaboration in research and teaching is expected both within the department and with other groups of ETH Zurich and related institutions.

Applicants should have internationally recognized expertise in their field and pursue research at the forefront of Computer Science. Successful candidates should establish and lead a strong research program. They will be expected to supervise Ph.D. students and teach both undergraduate level courses (in German or English) and graduate level courses (in English).

Assistant professorships have been established to promote the careers of younger scientists. The initial appointment is for four years with the possibility of renewal for an additional two-year period and promotion to a permanent position.

Please apply online at www.facultyaffairs.ethz.ch

Applications should include a curriculum vitae, a list of publications, a statement of research and teaching interests and the names of at least three referees. The letter of application should be addressed **to the President of ETH Zurich, Prof. Dr. Ralph Eichler. The closing date for applications is 15 January 2014.** ETH Zurich is an equal opportunity and family friendly employer and is further responsive to the needs of dual career couples. In order to increase the number of women in leading academic positions, we specifically encourage women to apply.

Vereinigung der
Schweizerischen Hochschuldozierenden



Association Suisse
des Enseignant-e-s d'Université

Information für unserer Mitglieder

Mitgliederversammlung in Bern
Freitag 22. November 2013 um 13 Uhr

Universität Bern
Kuppelsaal im Hauptgebäude
Hochschulstrasse (Grosse Schanze)

Ab 14 Uhr öffentliche Veranstaltung zum Thema
**Hochschullandschaft Schweiz –
die Rolle der Dozierenden**

Weitere Informationen auf den Seiten 73–74

Informations pour nos membres

Assemblée générale à Berne
Vendredi 22 novembre 2013 à 13 h

À partir de 14 h conférences et discussions publiques
au sujet

**Le paysage suisse des hautes écoles:
le rôle des enseignant-e-s**

Voir pp. 73–74 pour des informations supplémentaires

Inhaltsverzeichnis – Table des matières

Editorial Wolfgang Lienemann	2
Wissenschaft als Beruf La science comme profession	
Max Weber	3
Max Weber, Wissenschaft als Beruf	
Zur Einführung Wolfgang Lienemann	4
Max Webers Rede über den Wissenschaftsberuf Ihre vergangene Aktualität historisch erklärt Hermann Lübke	9
Physik als Beruf Gernot Kostorz	14
Philosophie als Beruf Vittorio Hösle	21
Wissenschaft und Weisheit Reinhold Bernhardt	29
Wissenschaft als Beruf? Das Paradox des heutigen Wissenschaftsverständnisses Irmtraud Huber	35
Professoren und Professorinnen gewinnen: Die Berufung in historischer Perspektive Rainer Christoph Schwinges	38
Emotionalität und Orientierungswissen im Beruf des Wissenschaftlers – was heute anders ist als zu den Zeiten Max Webers Nikolaus Beck und Peter Seele	43
Wissenschaft als Beruf: Max Webers Beitrag zu einer Theorie professionellen Handelns Martin Schmeiser	49
Sind «gut» publizierte Beiträge auch «gute» Publikationen? Margit Osterloh und Bruno S. Frey	61
Studiengebühren und ihre Folgen – ein Überblick zur Forschungslage als Beitrag zur aktuellen politischen Diskussion Anja Zwingenberger	64
Stellenausschreibungen / Postes à pourvoir	ii, 76, iii
Anzeigen / Annonces	74, iii
→ Einladung zur Mitgliederversammlung / Invitation à l'assemblée générale	73

Editorial



Wolfgang Lienemann

Vor fast hundert Jahren, am 7. November 1917, hielt Max Weber in München seinen berühmten Vortrag über «Wissenschaft als Beruf». Es ist eine der eindringlichsten Reden über die Kulturbedeutung, die Forderungen, Voraussetzungen und Grenzen von Wissenschaft und Universitäten.

Vor einiger Zeit habe ich ältere und jüngere Kolleginnen und Kollegen gebeten, diesen Vortrag einer Re-Lektüre zu unterziehen und ihn im Lichte Ihrer eigenen Erfahrungen mit der Wissenschaft, wie sie sich in ihrem Fach oder in ihrem Berufsleben heute darstellt, zu reflektieren. Die meisten Beiträge dieses Heftes sind die Antworten auf meine damalige Bitte.

Webers Text ist eine umfassende Rechenschaft, teilweise durchaus persönlich geprägt, vor allem aber Ausdruck eines Wissenschaftsethos, von dem nicht leicht zu sagen ist, ob und wie es heute noch verbreitet ist oder sogar als vorbildlich gelten könnte. In manchen Abschnitten bezieht sich Weber ausdrücklich auf den sogenannten Werturteilsstreit, an dem er selbst ja massgeblich beteiligt war. Vor allem aber skizziert er die Voraussetzungen des Wissenschaftsbetriebes und die Anforderungen der Wissenschaft an die einzelnen Forschenden – an ihre methodische, logische und fachliche Kompetenz sowie an ein damit einhergehendes «asketisches Grundmotiv», das der unbeirrbar Konzentration auf den Forschungsgegenstand gilt. Das bedeutet für Weber auch den Verzicht darauf, von den Wissenschaften Antworten auf die Fragen nach dem Sinn des Lebens zu erwarten, «weil der Prophet und der Demagoge nicht auf den Katheder eines Hörsaals gehören», denn dort mangelt es, jedenfalls zu Webers Zeit, an der Möglichkeit des öffentlichen kritischen Diskurses.

Der Bitte um eine aktuelle, die heutige Universitätswirklichkeit reflektierende Weber-Lektüre ist dankenswerterweise eine Reihe von Autorinnen und Autoren nachgekommen. Die individuellen Erfahrungen und Erwartungen spielen dabei – das ist beabsichtigt – eine starke Rolle. Man kann, so zeigt sich, Max Weber in ganz unterschiedlichen Perspektiven und unter vielfachen Fragestellungen lesen: Als Einladung zum Weiterdenken im Blick auf eine moderne soziologische Theorie der Professionalisierung, als kulturkritische Revision prägender Mentalitäten an (vor allem deutschen) Universitäten, als kritische Reflexion eigener Erfahrungen im akademischen Beruf und in wissenschaftlichen Institutionen, in einer institutionengeschichtlichen Forschungssicht und – nicht zuletzt – in Konfrontation mit heutigen Erwartungen des akademischen Nachwuchses. Besonders bemerkenswert ist, dass in mehreren Beiträgen Sinn und vor allem Unsinn des heute verbreiteten «rankings» von Fachzeitschriften mit Hilfe der Erhebung von «impact factors» angesprochen wird.

Natürlich könnte man im Ausgang von Max Weber, aber auch in Kritik an seiner Position noch etliche weitere kritische Sondierungen im heutigen Wissenschaftssystem vornehmen. Vor Jahren hat ein «Bulletin» Probleme der Hochschulautonomie erörtert (1/2007). Hermann Lübke stellt in seinem Beitrag in diesem Heft dazu lapidar fest: «Die wissenschaftspolitischen Voraussetzungen freier Wissenschaft lassen sich innerhalb des Wissenschaftssystems nicht hinreichend sichern.» Weber, der 1914 die USA bereist hatte, hat zu seiner Zeit schon einen Trend zur «Amerikanisierung» der Universitäten diagnostiziert, aber was er nicht ahnen konnte, waren u.a. der Aufschwung und die Ausdehnung nicht-akademischer, industrieller Forschung (finanziell hoch dotierte Research&Development-Aktivitäten besonders auch in multinationalen Unternehmen, oft in enger Kooperation mit Universitäten und staatlich finanzierten Grossforschungseinrichtungen), die Notwendigkeiten permanenter Drittmittelinwerbungen, die internationale Vernetzung der akademischen Disziplinen bei gleichzeitiger nationaler, ja, oft regionaler Verwurzelung der Universitäten, die Nutzung der modernen Kommunikationsformen in der Weltgesellschaft einschliesslich der «Digitalisierung» von Forschung und Lehre und, nicht zuletzt, der beständige Druck des «publish or perish», angesichts dessen manche hochbegabte Nachwuchsperson sich dem akademischen «hazard» zu entziehen entschliesst.

Abschliessend ein erfreulicher und ein wenig erfreulicher Hinweis: Dass in diesem Heft ein weiterer Beitrag zur Frage von Studiengebühren erscheinen kann, nachdem wir in Heft 1/2013 diesem Thema schon einen Aufsatz gewidmet hatten (D. Ringe/K.v.Bülow, Studiengebührendiskriminierung in der EU), zeigt, dass es möglich ist, im «Bulletin» bestimmte Fragen weiter zu verfolgen und zu vertiefen.– Sehr bedauere ich, dass in diesem Heft nur deutschsprachige Beiträge erscheinen, obgleich bei jeder Heftplanung ausdrücklich Kolleginnen und Kollegen in der Romandie angeschrieben werden. In den kommenden Ausgaben wird sich dieses Bild hoffentlich ändern lassen. ■

Max Weber

- 1864 21.4. in Erfurt geboren
Vater Max Weber, Stadtrat in Erfurt, später Berlin (1869), Mitglied des Landtages und des Reichstages (nationalliberal)
Mutter Helene, geb. Fallenstein
- 1882 Studium Rechtswissenschaften, Nationalökonomie, Philosophie, Geschichte, ein Jahr Militärdienst
- 1883/4 Studium in Berlin (Mommsen, Treitschke, Gierke)
- 1885 Rechtsreferendar
- 1889 Juristische Promotion über die «Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter»
- 1891 Habilitation über Römische Agrargeschichte, Venia Legendi für römisches Recht, deutsches Recht und Handelsrecht
- 1891/92 Erarbeitung der Studie über «Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland» im Auftrag des Vereins für Socialpolitik
- 1893 Heirat mit Marianne Schnitger (1870-1954)
- 1894 Berufung nach Freiburg/Br., Antrittsvorlesung «Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik»
- 1896 Berufung nach Heidelberg, Professur für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft
- 1897 Tod des Vaters
- 1898 Psychische Erkrankung, infolgedessen Einschränkung und Aufgabe des Lehramtes (1903)
- 1904 Amerika-Reise
- 1904ff Mitherausgeber und Autor des Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik
Grundlegende Studien zur «Wirtschaftsethik der Weltreligionen» (darunter «Die protestantische Ethik und der <Geist> des Kapitalismus» 1904/05), zur Wissenschaftstheorie und zur Theorie der Sozialwissenschaften
- 1909 Mitbegründer der Deutschen Gesellschaft für Soziologie
- 1914ff Intensive politische Publizistik
- 1916 Denkschrift gegen den U-Boot-Krieg
- 1918 Mitbegründer der Deutschen Demokratischen Partei; Lehrtätigkeit im Sommersemester in Wien
- 1917/19 München, Räterepublik, Reden «Wissenschaft als Beruf» und «Politik als Beruf»
- 1919 Berufung nach München; Sachverständiger der deutschen Delegation bei der Versailler Konferenz
- 1920 14. Juni Tod

Seit 1984 erscheint im Verlag Mohr-Siebeck die Max Weber Gesamtausgabe (MWG), im Auftrag der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hg. von Horst Baier, Gangolf Hübinger, M. Rainer Lepsius, Wolfgang J. Mommsen, Wolfgang Schluchter, Johannes Winckelmann.

Sie ist gegliedert in drei Abteilungen:

I Schriften und Reden

II Briefe

III Vorlesungen und Vorlesungsnachschriften

26-seitige Bibliographie von Martin Riesebrodt, überarbeitet und aktualisiert von Edith Hanke auf der Basis der MWG (Stand 2002):

<http://www.mohr.de/soziologie/editionen-textausgaben/max-weber-gesamtausgabe-mwg/bibliografie.html>
(31.08.2013)

Max Weber, Wissenschaft als Beruf Zur Einführung

Wolfgang Lienemann*

«Das akademische Leben ist also ein wilder Hazard. Wenn junge Gelehrte um Rat fragen kommen wegen Habilitation, so ist die Verantwortung des Zuredens fast nicht zu tragen. Ist er ein Jude, so sagt man ihm natürlich: lasciate ogni speranza. Aber auch jeden anderen muss man auf das Gewissen fragen: Glauben Sie, daß Sie es aushalten, dass Jahr und Jahr Mittelmässigkeit nach Mittelmässigkeit über Sie hinaussteigt, ohne innerlich zu verbittern und zu verderben? Dann bekommt man selbstverständlich jedesmal die Antwort: Natürlich, ich lebe nur meinem <Beruf>; – aber ich wenigstens habe es nur von wenigen erlebt, daß sie das ohne inneren Schaden für sich aushielten.»

Diese Sätze «über die äußeren Bedingungen des Gelehrtenberufs» stammen aus Max Webers berühmter Rede über «Wissenschaft als Beruf». Er hat sie am 7. November 1917 in München gehalten. Gut ein Jahr später, am 28. Januar 1919, sprach er dort über «Politik als Beruf». Dazwischen lagen das Ende des I. Weltkrieges, die bolschewistische Oktoberrevolution, die Niederlage Deutschlands und seiner Verbündeten und die Novemberrevolution mit der Ausrufung der Münchner Räterepublik. Die Herausgeber der beiden Vorträge in der Max Weber Gesamtausgabe¹ haben in minutiösen Recherchen die Datierungen (43–46), zeitgeschichtlichen Umstände und Personen sowie die vielfältigen

literarischen Bezugnahmen und Anspielungen zuverlässig nachgewiesen. Die Reden wurden im Kunstsaal der Buchhandlung Steinicke im Rahmen einer Vortragsreihe über «Geistige Arbeit als Beruf» gehalten, die vom Landesverband Bayern des Freistudentischen Bundes veranstaltet wurde. Max Weber sprach vermutlich frei; der Text wurde mitsteno-graphiert und Weber zur Korrektur übermittelt,² der dabei auch «eine Reihe von Temperamentsausbrüchen ausgemerzt» haben soll, wie Immanuel Birnbaum³ notiert hat (63). Erschienen sind die beiden Vorträge dann im Sommer 1919 (65f).

Weber war ein überragender Wissenschaftler und ein verhinderter Politiker. Schon in jungen Jahren auf eine Professur für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der Universität Freiburg/Br. und zwei Jahre später als Nachfolger des Ökonomen Karl Knies nach Heidelberg berufen, war er stets politisch und wissenschaftlich aktiv. 1891/92 hatte er im Auftrag des Vereins für Socialpolitik die «Landarbeiterenquête» ausgearbeitet.⁴ Seit 1904 war er gemeinsam mit Edgar Jaffé und Werner Sombart verantwortlich für das «Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik», in dem zahlreiche seiner grundlegenden religionssoziologischen Studien zuerst erschienen sind. Er gehörte 1896 mit Friedrich Naumann zu den Gründern des «Natio-

¹ Abteilung I: Schriften und Reden, Bd. 17, hg. von Wolfgang J. Mommsen und Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Birgitt Morgenbrod, Tübingen: Mohr 1992. Zitate in Klammern beziehen sich hier auf diese Ausgabe. Sperrungen in den älteren Weber-Ausgaben gebe ich kursiv wieder.

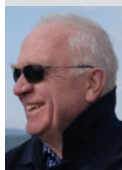
² Die stenographische Mitschrift, deren Reinschrift, die Weber korrigiert und ergänzt hat, und die Druckfahnen sind anscheinend nicht erhalten. Deshalb liegt der erste Druck von 1919 bei Duncker & Humblot der kritischen Ausgabe zugrund; siehe dort 66f.

³ Birnbaum (1894–1982), damals ein führender Vertreter der Freistudentenschaft, war für die Vorbereitung der Vortragsreihe und die Verhandlungen mit den Rednern und sodann mit dem Verlag Duncker & Humblot verantwortlich. Er hatte Rechtswissenschaften und Philosophie studiert, trat 1917 der SPD bei und arbeitete danach als Journalist und Korrespondent für grosse Zeitungen, zuletzt in Warschau. 1933 emigrierte er von dort über Lettland nach Skandinavien, wo er zeitweise in Schweden interniert war. Nach dem II. Weltkrieg arbeitete er wieder als Journalist, von 1953 bis 1972 leitete er das ausserpolitische Ressort der Süddeutschen Zeitung, deren stellvertretender Chefredakteur er zugleich von 1960 bis 1976 war. Birnbaums Darstellungen und Briefe (im Max Weber Archiv München) sind grundlegend für die Erhellung der Umstände der Vorträge und ihrer Publikation; siehe besonders sein Buch: Achtzig Jahre dabeigewesen. Erinnerungen eines Journalisten, München: Süddeutscher Verlag 1974. Ein Findbuch zu Birnbaums Nachlass hat das Institut für Zeitungsforschung (Dortmund) veröffentlicht: http://www.dortmund.de/media/pdf/institut_fuer_zeitungsforschung/zi_downloads/nachlaesse_1/Findbuch-Birnbaum.pdf (30.08.2013).

⁴ 1892; MWG I/3, hg. v. Martin Riesebrodt, 2 Teilbände, Tübingen: Mohr 1984.

* Manuelstrasse 116, 3006 Bern.

E-mail: wolfgang.lienemann@theol.unibe.ch
<http://www.lienemann-perrin.ch/>



Wolfgang Lienemann, Dr. theol., o. Prof. für Ethik an der Theologischen Fakultät der Universität Bern seit 1992, emeritiert 2010.

Nach Studium der Ev. Theologie und der Philosophie theologische Examina in der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers. Promotion und Habilitation an der Universität

Heidelberg; 1976–1986 Wiss. Mitarbeiter der Forschungsstätte der Ev. Studiengemeinschaft (FEST); 1986–1992 Prof. für Sozialethik an der Universität Marburg.

Forschungsschwerpunkte: Religionswechsel / religiöse Konversionen; Religionsrecht; Ökumenische Friedensethik, Rechtsethik; Karl Barth; Immanuel Kant.

nalsozialen Vereins», einer national-sozialreformerischen Partei, war Mitglied des Evangelisch-sozialen Kongresses und Mitbegründer der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Die Max Weber Gesamtausgabe, die seit 1984 erscheint und noch nicht abgeschlossen ist – besonders wartet man auf die kritische Edition der Arbeiten zur Logik der Sozialwissenschaften, zum Werturteilsstreit und zur Protestantischen Ethik –, lässt erkennen, wie eng bei Weber stets wissenschaftliche Arbeit (in Publikationen wie in Vorlesungen) und Publizistik (in Reden, Aufrufen, Stellungnahmen usw.) aufeinander bezogen waren. Weber war stets «politischer Redner und akademischer Lehrer» (5).

Das gilt in besonderer Weise für die beiden grossen Münchner Reden. In «Wissenschaft als Beruf» argumentiert Weber auf mehreren Ebenen: Er spricht über Strukturfragen des Hochschulwesens, über ein zentrales Thema seiner historisch-soziologischen Studien, die Problematik des spezifisch abendländischen Prozesses der «Rationalisierung»⁵ und «Entzauberung», und fragt danach, was es für junge Menschen heisst, unter diesen Bedingungen Wissenschaft zu ihrem Beruf zu machen. Von der Vielschichtigkeit des Textes hebe ich hier nur einige wichtige Aspekte hervor, um die zeitgeschichtliche Situation und den systematischen Anspruch zu charakterisieren.

1. Das Wissenschaftssystem – ein «wilder Hasard»

Webers einleitenden Bemerkungen sind nüchtern bis sarkastisch. Das feierlich anmutende Thema bringt er in die Fassung: «Wie gestaltet sich Wissenschaft als Beruf im materiellen Sinne des Wortes?» (71). Und Webers Antworten sind in jeder Hinsicht desillusionierend. Für seine Zeit stellt er fest, «dass bei uns die Laufbahn eines Mannes der Wissenschaft im ganzen auf plutokratischen Voraussetzungen aufgebaut ist» (71f). Er beschreibt die typische Ochsentour einer damaligen akademischen Karriere, die Abhängigkeit von den Fachordinarien, die prekären Schülerschaften⁶, die faktischen Einschränkungen der

venia legendi durch die jeweiligen Institutsleiter oder Lehrstuhlinhaber und vergleicht das deutsche System mit den damaligen Verhältnissen in den USA. Er beschreibt die Entwicklung und Struktur der grossen naturwissenschaftlichen und medizinischen Institute seiner Zeit als ««staatskapitalistische» Unternehmungen», so dass ein Assistierender auf die vom Staat zur Verfügung gestellten Arbeitsmittel angewiesen ist und «infolgedessen vom Institutsdirektor ebenso abhängig ist wie ein Angestellter in einer Fabrik» (74).⁷ Die alte Universitätsverfassung ist nach Weber obsolet geworden, und die aktuelle Realität einer akademischen Karriere bezeichnet er als «eine Angelegenheit, die einfach *Hazard* ist» (75). Und er fügt ausdrücklich hinzu: «Ich darf das um so mehr sagen, als ich persönlich es einigen absoluten Zufälligkeiten zu verdanken habe, daß ich seinerzeit in sehr jungen Jahren in eine ordentliche Professur eines Faches berufen wurde, im welchem damals Altersgenossen unzweifelhaft mehr als ich geleistet hatten.» (75) Gleichwohl meint er, dass «immerhin die Zahl der richtigen Besetzungen eine trotz allem sehr bedeutende ist» (77) – sofern nicht Parlamente, Monarchen oder revolutionäre Machthaber aus politischen Gründen intervenieren; dort «kann man sicher sein, daß bequeme Mittelmässigkeiten oder Streber allein die Chancen für sich haben» (77).⁸

Schliesslich verweist Weber darauf, dass ein hervorragender Gelehrter ein «entsetzlich schlechter Lehrer» sein kann (78), die Universitäten indes auf die Attraktivität der grossen Hörerzahl und die öffentliche Reputation setzen. Weber war klar, dass die Frequenz, mit der Studierende die Lehrer beehren, weitestgehend von «reinen Äußerlichkeiten» bestimmt ist, «in einem Grade, wie man es nicht für möglich halten sollte» (79). Dagegen stellt Weber schroff die These, dass «wissenschaftliche Schulung [...] eine *geistesaristokratische* Angelegenheit» ist (79), bei der es darauf ankommen sollte, dass zum selbständigen Denken und einer strengen Sachbezogenheit angeleitet wird.

2. Leidenschaft und Sachlichkeit

Webers Rede war Teil einer Vortragsreihe, die von der Freien Studentenschaft organisiert war. Dass er vor diesem Forum auftrat, darf als Ausdruck seiner politischen Positionierung verstanden werden. Weber

⁵ Siehe dazu besonders Wolfgang Schluchter, Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Gesellschaftsgeschichte, Tübingen: Mohr 1979; ders., Rationalismus der Weltbeherrschung. Studien zu Max Weber, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1980; ders. Die Entzauberung der Welt, Tübingen: Mohr Siebeck 2009. Das erstgenannte Buch hat Schluchter «weitgehend unverändert», aber mit neuem Titel und neuer Gliederung und einem eingehenden Vorwort erneut publiziert: Die Entstehung des modernen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Entwicklungsgeschichte des Okzidents, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998. Die Neuausgabe reflektiert besonders die seither gewonnenen Einsichten in die Werkgeschichte, die wiederum in die Konzeption der MWG eingegangen sind.

⁶ Weber bemerkt dazu u.a.: «Persönlich habe ich [...] den Grundsatz befolgt: daß ein bei mir promovierter Gelehrter sich bei einem *andern* als mir und anderswo legitimieren und habilitieren müsse. Aber das Resultat war: daß einer meiner tüchtigsten Schüler anderswo abgewiesen wurde, weil niemand ihm *glaubte*, daß dies der Grund sei.» (72f)

⁷ Weber spricht hier gar von einer «proletaroiden(n) Existenz», unter Verwendung einer Differenzierung, die sich bei Werner Sombart, Das Proletariat (1906), findet. Ich nenne das exemplarisch für die vielfältigen Nachweise von greifbaren, aber nicht belegten Anspielungen des Weber-Textes, die die Herausgeber der MWG akribisch nachgewiesen haben.

⁸ Webers Berufung nach München 1919 war von den dortigen Arbeiter- und Soldatenräten energisch kritisiert worden; siehe dazu die Hinweise der Herausgeber (77 m. Anm. 11).

war in seiner Studentenzeit selbst Mitglied der Burschenschaft Allemannia in Heidelberg, ist jedoch nach der Novemberrevolution aus seiner Verbindung ausgetreten, weil er die farbentragenden Verbände in Geist und Praxis für reaktionär hielt und in einem neu zu ordnenden, republikanisch-demokratischen Deutschland nicht als reformfähig ansah. Die Freie Studentenschaft hingegen, die Wurzeln in der damaligen Jugendbewegung und den Freien Schulgemeinden hatte, vertrat studienreformerische Ziele wie die Bildung gesamtstudentischer Vertretungskörperschaften (der späteren «Allgemeinen Studentenausschüsse», AStA) und studentischer Selbsthilfeeinrichtungen, betonte gleichzeitig jedoch ihre religiöse und (partei-)politische Neutralität.⁹

Allerdings war Webers Stellung zu den Freien Studentenschaften differenziert und kritisch. Schon anlässlich der Lauensteiner Kulturtagung im Mai 1917 hatte er bestimmte Erscheinungen der Jugendbewegung, die er für apolitisch und romantisch hielt, scharf kritisiert.¹⁰ In «Wissenschaft als Beruf» nimmt er anscheinend zunächst den Wunsch der Veranstalter auf, «von dem *inneren* Berufe zur Wissenschaft» zu hören, um dann sogleich ernüchternd zu betonen, dass «nur durch strenge Spezialisierung» (80) wissenschaftliche Leistungen zustande kommen können. Die individuelle Leidenschaft, die eine Forscherin oder ein Forscher unbedingt benötigen, muss ganz der zu erforschenden Sache untergeordnet werden. Mochten die Zuhörenden womöglich erwartet haben, etwas über den Lebenssinn von Wissenschaft zu hören, so ist Weber bemüht, jegliche Illusion über Sinn und Zweck von moderner Wissenschaft zu zerstören. Darum verschiebt er sein Thema: Weg von der Frage nach der Wissenschaft als Beruf einzelner Personen, und hin zu einer sehr viel weiter reichenden Fragestellung: «Welches ist der *Beruf der Wissenschaft* innerhalb des Gesamtlebens der Menschheit? Und welches ihr Wert?» (88). Nach einer forcierten *tour d'horizon* vom platonischen Höhlengleichnis über die Entdeckung der Bedeutung des «rationalen Experiments» in der Renaissance bis zur frühneuzeitlichen Physikotheologie (88–92) brennt er gleichsam ein Feuerwerk von all dem ab, was die Wissen-

schaft gerade *nicht* oder *nicht mehr* ist und leistet. Die modernen Wissenschaften können auf die Frage nach einem «Sinn der Welt» (92) keine Antwort geben. «Wenn irgend etwas, so sind sie geeignet, den Glauben daran: *daß* es so etwas wie einen <Sinn> der Welt gebe, in der Wurzel absterben zu lassen! Und vollends: die Wissenschaft als Weg <zu Gott>? Sie, die spezifisch gottfremde Macht? Daß sie das ist, darüber wird [...] in seinem letzten Innern heute niemand im Zweifel sein.» (92) Man muss mit allen Illusionen, dass Wissenschaften etwas ausmachen können über den «Weg zum wahren Sein», «den Weg zum wahren Gott» oder den «Weg zum wahren Glück», aufräumen (93).

Weber versucht sodann, seinen Hörern vor Augen zu stellen, dass sachlich-rationale, methodisch kontrollierte Wissenschaft das Eine, ihre Voraussetzungen aber etwas ganz Anderes sind. Zu diesen Voraussetzungen gehören besonders die Entscheidungen darüber, was man überhaupt für «wissenschaft» hält, aber genau diese Frage selbst, so Weber, sei wissenschaftlich nicht zu beantworten (93). Menschen mögen Überzeugungen über einen «letzten Sinn» hegen, «je nach der eigenen letzten Stellungnahme zum Leben» (93), aber die Wissenschaften können und dürfen davon nicht bestimmt sein. Sie sollen in dem Sinne «voraussetzungslos» sein, dass die fundamentalen, subjektiven Lebens- und Weltdeutungen der Menschen aussen vor bleiben müssen.

3. «Politik gehört nicht in den Hörsaal»

Folgerichtig kommt Weber an dieser Stelle auch auf seine Position im sogenannten Werturteilsstreit¹¹ zurück, indem er unterstreicht: «Politik gehört nicht in den Hörsaal» (95). Politisch hat sich Weber in seiner Rede, unerachtet der dramatischen Kriegslage, ganz zurückgehalten. Nur an einer Stelle geht er auf eine aktuelle, allerdings schwerwiegende politische Auseinandersetzung ein, indem er sowohl damalige Vorlesungsstörungen von pazifistischen Studenten gegenüber einem Exponenten der alldeutschen Propaganda¹² als auch antipazifistische studentische

⁹ Siehe dazu die Hinweise der Herausgeber (23–28) sowie Hans-Ulrich Wipf, *Studentische Politik und Kulturreform. Geschichte der Freistudenten-Bewegung 1896–1918*, Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag 2005.

¹⁰ Vgl. Marianne Weber, Max Weber. Ein Lebensbild, Heidelberg: Lambert Schneider 1950, 642–647; Gangolf Hübinger, Eugen Diederichs' Bemühungen um die Grundlegung einer neuen Geisteskultur, in: Wolfgang J. Mommsen / Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner (Hg.), *Kultur und Krieg, Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg*, München: Oldenbourg Verlag 1996, 259–271 (mit einem Protokoll der Lauensteiner Tagung).

¹¹ Vgl. Max Weber, *Die «Objektivität» sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis* (1904), ders., *Der Sinn der «Wertfreiheit» der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften* (1913/17), beides in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 3., erweiterte und verbesserte Auflage, hg. v. Johannes Winckelmann, Tübingen: Mohr 1968, 146–214 und 489–540. Siehe dazu Wolfgang Schluchter, *Wertfreiheit und Verantwortungsethik*, in: ders., *Rationalismus der Weltbeherrschung*, 41–74.

¹² Sie vertraten u.a. Annexionsforderungen nach einem erhofften «Siegfrieden» und traten für einen uneingeschränkten U-Boot-Krieg ein. Zu Max Webers Kritik am U-Boot-Krieg, der zum Kriegseintritt der USA führte, siehe Wolfgang J. Mommsen, *Max Weber und die deutsche Politik 1890–1920*, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, Tübingen: Mohr 1974, 246–264.

Aktionen gegenüber seinem damaligen Münchner Kollegen Friedrich Wilhelm Förster¹³ strikt zurückweist. Indem er sowohl politisch motivierte Störungen von Studierenden wie politische Äußerungen von Dozierenden (im Hörsaal) ablehnt, plädiert er nicht nur für die Unterscheidung, sondern für eine strikte Trennung von wissenschaftlicher Analyse und praktisch-politischer Stellungnahme (96). Ist das möglich? Wohl nur dann, wenn diese Unterscheidung institutionell differenziert wird, derart, dass man anerkennt, dass neben dem akademischen Beruf und seinem asketischen Ethos das politische Wirken in der Öffentlichkeit seinen eigenen Ort und Rang hat. Weber betont, von einem akademischen Lehrer lediglich «intellektuelle Rechenschaft» zu verlangen: «einzusehen, daß Tatsachenfeststellung, Feststellung mathematischer oder logischer Sachverhalte oder der inneren Struktur von Kulturgütern einerseits, und andererseits die Beantwortung der Frage nach dem Wert der Kultur und ihrer einzelnen Inhalte und danach: wie man innerhalb der Kulturgemeinschaft und der politischen Verbände *handeln* solle – daß dies beide ganz und gar *heterogene* Probleme sind. Fragt er dann weiter, warum er nicht beide im Hörsaal behandeln solle, so ist darauf zu antworten: weil der Prophet und der Demagoge nicht auf den Katheder eines Hörsaals gehören. Dem Propheten wie dem Demagogen ist gesagt: «Gehe hinaus auf die Gassen und rede öffentlich.» (97).¹⁴ Die Sphäre der Öffentlichkeit ist der Raum der Kritik; im Hörsaal hingegen

sei die Kommunikation einseitig und überdies seien die Studierenden zum Besuch der Vorlesungen, auch zum finanziellen Vorteil der Dozierenden, gezwungen.¹⁵

Interessanterweise illustriert Weber die Aufgabe «voraussetzungsloser» Wissenschaft kurz am Beispiel der Theologie und der Religionsgeschichte (98). Sein Argument ist einfach und klar: Bei der Analyse und Darstellung religiöser Phänomene bedeutet Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft die «Ablehnung religiöser Gebundenheit» in dem Sinne, dass für eine «empirische Erklärung» religiöser Phänomene keine übernatürlichen Größen wie Wunder und Offenbarungen herangezogen werden dürfen, und dies könne auch ein religiös gebundener Lehrer beachten, «ohne seinem Glauben untreu zu werden» (98).

Bemerkenswert ist, dass Weber dem Postulat, sich eigener wertender Stellungnahme im akademischen Unterricht zu enthalten, hinzufügt, dass die erste Aufgabe des Lehrers darin besteht, «seine Schüler *unbequeme* Tatsachen anerkennen zu lehren», besonders solche, die für die eigene «Parteimeinung» unbequem sind (99). Das hält Weber sogar für ein wesentliches Merkmal eines akademischen Ethos, und darin kommt meines Erachtens seine hintergründige Orientierung am Aufklärungsverständnis Immanuel Kants zum Vorschein.

4. Entzauberung der Welt und Prophetie

In dem rhetorischen Pathos der ersten Münchner Rede Webers kommt so etwas wie eine dramatisierte Entmystifizierung der Wissenschaften und der durch sie bestimmten modernen Welt zum Ausdruck. Die Studierenden suchten Antworten auf Fragen wie die nach dem Lebenssinn und dem möglichen und ethisch gebotenen Handeln. Die Wissenschaft, wie sie Weber versteht, muss sich solchem Ansinnen konsequent verweigern. Dem Ruf nach begeisterten Führern stellt Weber das Ideal des fachlich kompetenten Lehrers gegenüber, der allein dem Prinzip der intellektuellen Redlichkeit gehorcht (101f). Zwischen den «letzten» Werten und Zielen, nach denen Menschen fragen, sich sehnen oder die sie vertreten, kann «die» Wissenschaft nicht mit Gründen und Argumenten entscheiden. «Hier streiten eben auch verschiedene Götter miteinander, und zwar für alle Zeit.» (100). Beispielsweise zwischen der «Ethik der Bergpredigt», «innerweltlich angesehen, eine Ethik der Würdelosigkeit», und einer durch Kampf und Wehrhaftigkeit geprägten «Manneswürde» hat

¹³ Förster (1869–1966) war ein früher Völkerrechts-Pazifist kantischer Prägung. Sein Vater, Wilhelm Förster (1832–1921), war Leiter der Berliner Sternwarte, Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft und neben Albert Einstein, Georg Friedrich Nicolai und Otto Buek einer der Unterzeichner des «Aufruf an die Europäer» vom September 1914, einer der ganz wenigen Stimmen gegen den damaligen begeisterten akademischen Bellizismus in Deutschland. Friedrich Wilhelm Förster wurde 1898 an der Universität Zürich habilitiert und war zwischen 1898 und 1912 als Privatdozent an der Universität und der ETH Zürich tätig, danach Professor in Wien und München. Seine Kritik an der deutschen Politik vor und nach 1914 trug ihm schwerste Anfeindungen ein, besonders als er 1918/19 seine Vorlesungen wieder aufnehmen wollte. Später flüchtete er in die Schweiz und weiter nach Frankreich, dessen Staatsangehörigkeit er erhielt. Als er nach der Besetzung Frankreichs erneut in die Schweiz reisen wollte, wiesen ihn die Behörden ab. Förster emigrierte über Portugal in die USA und kehrte 1963 in die Schweiz zurück. Vgl. seine Autobiographie: *Erlebte Weltgeschichte 1869–1953*, Nürnberg: Glock und Lutz 1953, sowie die Angaben in MWG I/17, 28, 96 und 115. Weber ist ebenfalls in «Politik als Beruf» auf Förster eingegangen, dessen «Lauterkeit seiner Gesinnung» er hoch schätzte, während er ihn als Politiker unbedingt ablehne (240f). – Max Weber hat übrigens, wie auch Ernst Troeltsch, den kriegspropagandistischen Aufruf «An die Kulturwelt!», das «Manifest der 93», nicht unterschrieben; siehe zu diesem Dokument Jürgen von Ungern-Sternberg Wolfgang von Ungern-Sternberg. Der Aufruf «An die Kulturwelt!». Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg, Stuttgart: Steiner 1996.

¹⁴ Siehe Jer 2,2. Weber hat sich in seinen Studien zum antiken Judentum (jetzt MWG I/21, 2005) intensiv mit der alttestamentlichen Prophetie befasst.

¹⁵ Weber hat dabei die finanzielle Bedeutung der damaligen «Hörergelder» im Blick.

sich der Einzelne zu entscheiden, «welches für ihn der Gott und welches der Teufel ist» (100f). Für die junge Generation, so Weber, ist dieser Polytheismus der Moderne kaum zu ertragen. «Die alten vielen Götter, entzaubert und daher in Gestalt unpersönlicher Mächte, entsteigen ihren Gräbern, streben nach Gewalt über unser Leben und beginnen untereinander wieder ihren ewigen Kampf» (101).¹⁶

Der akademische Lehrer muss in dieser Lage der Versuchung widerstehen, die an ihn herangetragenen Erwartungen nach umfassender, wertender Sinngebung, Führung, gar nach «Prophetie», anzunehmen. Er kann (und soll) letztlich nur «den einzelnen nötigen, oder wenigstens ihm dabei helfen, sich selbst *Rechenschaft zu geben über den letzten Sinn seines eigenen Tuns.*» (104) Die «Grundtatsache» aber oder das Schicksal, «in einer gottfremden, prophetenlosen Zeit zu leben», kann nicht durch Surrogate in Gestalt von «Kathederspropheten» überwunden werden (106).

Damit lenkt Weber im letzten Teil seines Vortrages zu der ihn seit Jahren zentral beschäftigenden Frage nach der Bedeutung der Weltreligionen für die Entstehung des modernen Rationalismus über.¹⁷ Am Schluss der Münchner Rede konzentriert er sich auf das Christentum und die von diesem hervorgebrachte «Theologie». Dieser Singular ist anscheinend gewählt, um eine Art funktionale Definition von Theologie in den verschiedenen Weltreligionen, vor allem aber im Bereich christlicher Kirchen zu geben; diese lautet: «Alle Theologie ist intellektuelle *Rationalisierung* religiösen Heilsbesitzes» (106).¹⁸ Letztlich scheint Weber «der» Theologie den Anspruch, «'Wissenschaft' zu sein» (106), abzusprechen, und insbesondere für jede «'positive' Theologie» geht er davon aus, dass sie nur möglich ist aufgrund der «Virtuosenleistung des <Opfers des Intellekts>», was darauf verweist, dass «die Spannung zwischen der Wertsphäre der <Wissenschaft> und der des religiösen Heils unüberbrückbar ist.» (108)

Wissenschaft hat die Welt «entzaubert», auch wenn dabei insbesondere Impulse des Judentums und des vor allem protestantischen Christentums paradoxerweise dafür mitursächlich gewesen sind.¹⁹ Neue Prophetien sind nicht zu sehen, und Weber geißelt sarkastisch den Umstand, «dass manche moderne Intellektuelle das Bedürfnis haben, sich in ihrer Seele sozusagen mit garantiert echten, alten Sachen auszumöblieren» (108). Weber hält das schlicht für «Schwindel oder Selbstbetrug» (109). Zugleich meint er, dass es geradezu das «Schicksal unserer Zeit, mit der ihr eigenen Rationalisierung und Intellektualisierung, vor allem: Entzauberung der Welt» ist, «dass gerade die letzten und sublimsten Werte zurückgetreten sind aus der Öffentlichkeit, entweder in das hinterweltliche Reich mystischen Lebens oder in die Brüderlichkeit unmittelbarer Beziehungen der einzelnen zueinander» (109f). Aber eine religiöse Neubildung lässt sich nicht erzwingen oder erfinden. Wer Wissenschaft als seinen Beruf wählt, muss wissen, dass diese zum Religions- oder Weltanschauungsersatz nicht taugt. Für die Wissenschaft gilt allein die Tugend: «schlichte intellektuelle Rechenschaft» (110). Weber schliesst mit auch heute noch ergreifenden Worten seine Rede:

«Sie (die intellektuelle Rechenschaft, WL) aber gebietet uns, festzustellen, daß heute für alle jene vielen, die auf neue Propheten und Heilande harren, die Lage die gleiche ist, wie sie aus jenem schönen, unter die Jesaja-Orakel aufgenommenen edomitischen Wächterlied in der Exilszeit erklingt: <Es kommt ein Ruf aus Seir in Edom: Wächter, wie lang noch die Nacht? Der Wächter spricht: Es kommt der Morgen, aber noch ist es Nacht. Wenn ihr fragen wollt, kommt ein andermal wieder.> Das Volk, dem das gesagt wurde, hat gefragt und geharrt durch weit mehr als zwei Jahrtausende, und wir kennen sein erschütterndes Schicksal. Daraus wollen wir die Lehre ziehen: daß es mit dem Sehnen und Harren allein nicht getan ist, und es anders machen: an unsere Arbeit gehen und der <Forderung des Tages> gerecht werden – menschlich sowohl wie beruflich. Die aber ist schlicht und einfach, wenn jeder den Dämon findet und ihm gehorcht, der seines Lebens Fäden hält» (110f). ■

¹⁶ Vgl. dazu Wolfgang Schluchter, Religion und Lebensführung, Bd. 1: Studien zu Max Webers Kultur- und Werttheorie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988 (=TB 1991), 339-363.

¹⁷ Die Studien Webers zur «Wirtschaftsethik der Weltreligionen» liegen in MWG I/19-21 vor, allerdings noch ausser den Protestantismus-Studien.

¹⁸ Weber spricht von «Theologie» in dieser Rede nicht nur im Singular, obwohl es doch evident ist und er auch weiss, dass es eine Fülle von Theologien, und dies nicht nur im Christentum, gibt, sondern er verzichtet hier auch darauf, seinen Theologiebegriff zu präzisieren. Ich enthalte mich (als Theologe) in dieser kurzen Einführung zu Webers Rede bewusst einer Kritik seiner Darstellung, will aber nicht verschweigen, dass ich sein Theologieverständnis für hoch problematisch halte. Siehe hierzu den Beitrag von Reinhold Bernhardt in diesem Heft.

¹⁹ Vgl. Wolfgang Schluchter, Die Paradoxie der Rationalisierung. Zum Verhältnis von <Ethik> und <Welt> bei Max Weber, in: ders., Rationalismus der Weltbeherrschung, 9-40.

Max Webers Rede über den Wissenschaftsberuf Ihre vergangene Aktualität historisch erklärt

Hermann Lübke*

«Politik als Beruf» verlange «starkes langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmass» – das wird als zustimmungsfähige Quintessenz der Rede Max Webers über Politik als Beruf zumal von Politikern auch heute noch gern zitiert. Weniger leicht liesse sich Webers Komplementärrede über den Wissenschaftsberuf auf eine unverändert zustimmungsfähige Quintessenz bringen. Man liest diese Rede heute eher von gemischten Gefühlen bewegt. Tatsächlich gehört sie zu den eindrucksstärksten Texten neuerer europäischer Wissenschaftsphilosophie, und selbstverständlich wird man ihrem Appell auch heute nicht widersprechen, der «schlichte intellektuelle Rechtschaffenheit» in der Beachtung der «Regeln der Logik und der Methodik» verlangt und überdies strikten Verzicht auf beifallsträchtige «Kathedersprophetie». Das schliesst ein: Resistenz wider die Neigung zum «Selbstbetrug» in der Überschätzung des Werts vertretbarer eigener Meinung zur Sache für die Erweckung eines erhofften «höheren oder auch tieferen Sinns» menschlichen Lebens.

Gewiss, wird man finden, aber nach aktuellen Anlässen einer Neuvergegenwärtigung dieser Mahnungen müsste man doch im Kontext jetzt vorherrschender Wissenskultur erst suchen. Moralische Selbstverständlichkeiten von fundamentaler Bedeutung werden in Normallagen rituell gegenwärtig gehalten, aber nicht aktuell. Eine vergangene Aktualität ist es, die uns in der expressiven Rhetorik Max Webers berührt. Ihre Wirkung sei «erschütternd» gewesen, so beschrieb es in seinem Lebensbericht Karl Löwith, der als junger Student Max Weber über Wissenschaftsmoral hatte sprechen hören. Ähnlich äusserte sich früh schon Karl Jaspers in seiner Gedenkrede über die Wirkungen des Aufrufs, zu dem der grosse Gelehrte seine Äusserungen über die moralische Verfassung wissenschaftlicher Forschung zu steigern verstand.

Es hat seine Evidenz: Es waren andere Herausforderungen als die uns gegenwärtig bedrängenden, auf die sich Max Weber mit seiner Wissenschaftsrede bezog und seine Zuhörer aufgewühlt zurückliess – die Jugendlichen unter ihnen zumal. Weber selbst beschreibt diese Herausforderungen zusammenfassend so: «Die alten vielen Götter, entzaubert und daher in Gestalt unpersönlicher Mächte, entstei-

gen ihren Gräbern, streben nach Gewalt über unser Leben und beginnen unter einander wieder ihren ewigen Kampf.» Niemandem würde es heute einfallen, die wissenschaftskulturelle Gegenwartslage so zu beschreiben. Aber die Beschreibung passt auf die international verbreitet gewesene Neigung der Weltkriegsgegner, ihre Kämpfe wechselseitig zu «Weltanschauungskämpfen» zu überhöhen und damit Interessengegensätze definitiv kompromissunfähig zu machen. Deutsche Philosophen, Historiker und Pädagogen propagierten damals die so genannten «Ideen von 1914» und erhoben, wie der Neukantianer Paul Natorp, «die Erfüllung aller erhabenen Prophetie der Menschheit» zum deutschen Hauptkriegszweck. Für Frankreich erwiderte Émile Boutroux mit der Charakteristik deutscher Kultur als «la barbarie multipliée par la science». Gemäss traditionsreichen europäischen Vorstellungen des geographisch von Westen nach Osten verlaufenden Gefälles zwischen Kultur und Barbarei gaben deutsche Professoren die Feind-Charakteristik «barbarisch» an die Adresse Russlands weiter, etc. u.s.f.

Nicht auf das Phänomen der Kriegspropaganda kommt es hier an, sondern darauf, dass damals just zahlreiche Professoren aus Verpflichtungen ihres Wissenschaftsberufs sich zum Kriegsdienst als Weltanschauungspropagandisten zur Verfügung stellten. Auch prominente Naturwissenschaftler entzogen sich diesem Kriegsdienst nicht – der welt-

* Mühlebachstrasse 41/39, 8008 Zürich.

E-mail: hermann.luebke@nns.ch



Hermann Lübke, Prof. Dr. phil. Dr. theol. h.c., 1926 in Aurich/Ostfriesland geboren, ist em. Professor für Philosophie und Politische Theorie an der Universität Zürich. Von 1966 bis 1970 war er Staatssekretär, zunächst im Kultusministerium, dann beim Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen. Sein umfangreiches Werk ist u.a. ausgezeichnet mit dem Ernst-Robert-Curtius-Preis für Essayistik (1990) und dem Preis der Hanns Martin Schleyer-Stiftung (1995). Jüngst erschienene Bücher: «Ich entschuldige mich». Das neue politische Bussritual (Siedler Verlag, Berlin 2001); Politik nach der Aufklärung. Philosophische Aufsätze (Fink Verlag, München 2001). Modernisierungsgewinner. Religion, Geschichtssinn, Direkte Demokratie und Moral (München 2004). Religion nach der Aufklärung (München 2004). Philosophie in Geschichten. Über intellektuelle Affirmationen und Negationen in Deutschland (München 2006). Vom Parteigenossen zum Bundesbürger. Über beschwiegene und historisierte Vergangenheiten (Wilhelm Fink Verlag, Paderborn 2007). Hermann Lübke im Gespräch (Wilhelm Fink Verlag, Paderborn 2010).

berühmte Zoologe Ernst Haeckel zum Beispiel, der das vom früheren Baseler Professor und Nobelpreisträger Rudolf Eucken an die Universität Jena vermittelte Hodler-Bild vom Auszug deutscher Studenten in den antinapoleonischen europäischen Befreiungskrieg des Jahres 1813 verbrettern liess, nachdem auch Ferdinand Hodler den internationalen Protest gegen die Beschiessung der Kathedrale von Reims mitunterzeichnet hatte.

Wie andere besonnenere Professoren auch sah Weber, dass man diese verbreitete professorale Erhebung der Wissenschaften zum Generator politisch verbindlicher Weltanschauungen nicht von ihrer Weltfremdheit wegen auf sich beruhen lassen könne. Es bekomme der Wissenschaft nicht, wenn die Studenten begännen, die Vorlesungen ihrer Professoren, statt für die Solidität ihrer «Analysen und Tatsachefeststellungen», für die Intensität ihrer politischen Engagements zu feiern. Das erklärt den meist zitierten Satz der Weber'schen Rede: «Politik gehört nicht in den Hörsaal». Eben dieser Satz macht freilich Webers akademische Rede ihrerseits zu einer politischen Rede. «Politik gehört nicht in den Hörsaal» – das wäre eine erörterungsunbedürftige Trivialität, wenn damit lediglich die Verwechslung eines grossen Vorlesungspublikums mit einer «Volksversammlung» moniert wäre. Davor schützen uns doch im Regelfall, nächst der Geltung von Pflichtenheften, akademisch wirksame soziale Kontrollen. Demgegenüber fand damals Max Weber Anlass zu einem politischen Aufruf wider die sogar innerakademisch eingerissene Verwendung verbaler «Kampfmittel» zur ideologischen Disqualifikation politischer «Gegner» in frontenbildender Absicht. Er warnt vor der Selbsterhebung des Professors zum Confessor, der Heilslehren wie «Schwerter» wider ihre Verleugner aufbietet.

Innerakademisch betrachtet sollte sich freilich die Schutzwirkung zugunsten freier Wissenschaft, die der politischen Parole «Politik gehört nicht in den Hörsaal» zgedacht war, in Deutschland wie in vielen anderen Ländern als schwach erweisen. Es überstieg die bürgerliche Vorstellungskraft jener Jahre, in welcher Situation man sich politisch befinden werde, wenn die «alten Götter», zu heilswissenschaftlich inspirierten Gewalten säkularisiert, wirklich «ihren Gräbern» entstiegen sein würden. Als es dann soweit war, verschwanden die Weberschen Warntafeln wider die Politisierung der Wissenschaft über Nacht. Gelegenheiten kontroverser «Erörterung» herrschend gewordener Weltanschauung «in einem Hörsaal und durch einen Professor» gab es nicht mehr – nicht in Moskau und nicht in Berlin. Es hat seine Evidenz: Die wissenschaftspolitischen Voraus-

setzungen freier Wissenschaft lassen sich innerhalb des Wissenschaftssystems selbst gar nicht hinreichend sichern.

Max Weber hat den Vorschein des Machtanspruchs ideologischer Heilslehren wahrgenommen, die sich damals als Wissenschaften legitimierten, alsbald tatsächlich lehrstuhlfähig werden sollten und, katechetisch aufbereitet, kanonischen Rang erhielten. In politischen Normallagen bestünde doch für die in prophetischem Ton gehaltene Feststellung, «der Prophet und der Demagoge» gehöre «nicht auf das Katheder eines Hörsaals», gar kein Anlass. Max Weber sah Anzeichen des Zerfalls dieser Normalität und nutzte entsprechend mit dem Sonderrecht dieser drohenden Ausnahmelage das «Katheder eines Hörsaals» für seinen politischen Aufruf wider den Missbrauch des Katheders zu politischen Verkündungszwecken.

Im Verlauf des Weltkriegs verdichten sich die öffentlichen Stellungnahmen, zu denen sich der Politiker Max Weber in diesem Jahren herausgefordert fand – von seiner Warnung vor der Verschärfung des U-Bootkrieges, der auf eine für Deutschland nicht bestehbare Weise die USA herausfordern müsse, über Fälligkeiten der Parlamentarisierung des politischen Mandats der Reichsregierung bis hin zu unausweichlichen Konsequenzen der Neuerrichtung eines souveränen polnischen Staates. Der publizistisch angemessene Ort einschlägiger politischen Analysen waren angemessenerweise nicht Vorlesungen, vielmehr Reden und unübersehbare Presse-Artikel. In den Kontext dieser politischen Publizistik Max Webers gehört dann auch seine Rede über Wissenschaft als Beruf. Ihr Publikum war tatsächlich ein Vorlesungspublikum. Aber was es vom Katheder herab über den speziellen und begrenzten Zweck des Katheders in der Wissenschaftskultur vernahm, war eben selbst kein Fachvorlesungsstoff, vielmehr der politische Aufruf, als Schüler wie als Lehrer zur strikten Beschränkung auf solchen Stoff bereit zu bleiben. In seinem Kampf wider die Nutzung der Wissenschaft zur Verweltanschaulichung parteilicher und nationaler Politiken wandte sich Weber näherhin auch gegen sich ausbreitende Neigungen, den fachwissenschaftlichen Mitteilungen über das, was der Fall ist, Wirkungen religionsanaloger Lebenssinntiftung zuzutrauen und zuzumuten. Heute braucht es Experten für Wissenschaftskulturgeschichte, um sich zu erinnern, dass es das tatsächlich einmal gab – Wissenschaftlervereinigungen als Aufklärungsgegenkirche von der britischen «Secular Society» bis zum «Monistenbund» in den deutschsprachigen Ländern. «Freidenker» aller Studienfächer lauschten den buchstäblich so genannten wissenschaftlichen

«Sonntagspredigten», für die sich sogar Nobelpreisträger zur Verfügung stellten, der Chemiker Wilhelm Ostwald zum Beispiel. Bis in Parlamentsdebatten hinein reichten die Auseinandersetzungen zwischen päpstlich sich bindenden Anti-Darwinisten einerseits und Evolutionstheoretikern andererseits – so schon im skandalisierten Darwin-Nachruf des berühmten Physiologen DuBois-Reymond Neuenburger Herkunft. Vergeblich versuchte der Anatom Virchow im preussischen Abgeordnetenhaus hier zu vermitteln.

Es hat seine Evidenz: Das alles ist tiefe Vergangenheit, und eben damit auch die Aktualität der Bemühung Max Webers, zur Vergangenheit zu machen, was damals noch Gegenwart war: «Wer – ausser einigen grossen Kindern, wie sie sich gerade in den Naturwissenschaften finden – glaubt heute noch, dass Erkenntnisse der Astronomie oder der Biologie oder der Physik oder Chemie uns etwas über den Sinn der Welt ...» sagen könnten?

Es bleibt allerdings anzumerken, dass sich auch heute noch und nicht zuletzt in den USA dann und wann so genannte Creationisten zu Wort melden, die für ihre Kinder in öffentlichen Schulen eine sich buchstäblich bibelgetreu bindende Unterrichtung über die Weltentstehung verlangen und die heute herrschende Kosmologenmeinung, unsere Erde existiere bereits millionenmal länger als ihre biblisch errechneten guten fünftausend Jahre, als Ketzerei ausrufen. Es lässt sich historisch erklären, wieso diese Protestation wider die moderne Wissenschaft just in den USA immer wieder einmal laut wird. Es gibt aber Gründe anzunehmen, dass in hochentwickelten Zivilisationen generell die Wahrscheinlichkeit zunimmt, dass komplementär zur wachsenden Lebensweltferne hochspezialisierter wissenschaftlicher Theoreme zugleich vormoderne Weltbilder in Sonderkommunitäten sozial konserviert bleiben werden. Im Regelfall behindert das ja auch gar nicht die Teilhabe an den Vorzügen moderner zivilisatorischer Lebensvoraussetzungen. Und wer diese Vorzüge nicht schätzt, findet sich erst recht nicht gehindert, weltanschauliche Alternativen zu suchen.

Die historisch-politischen Umstände, die Webers Rede einmal aktuell sein liessen, sind also tiefe Vergangenheit.

Wären Anlässe ihre Reaktualisierung denkbar? Im Kontext der Kulturrevolution, die in den hochentwickelten Ländern des Westens einschliesslich Japans in den späten 60er Jahren des 20. Jahrhunderts ablief und zumal in Hochschulmilieus beunruhigende Jugendbewegtheiten auslöste, hat man sich, vor

allem in Deutschland, in der Tat auch an Max Webers Rede erinnert gefunden. Im Kern der hier «Kulturrevolution» genannten Sache handelt es sich damals um den Vorgang der lebenspraktischen Realisierung der Emanzipationsgewinne, die sich aus dramatisch angestiegenen Wohlfahrtserträgen zivilisatorischer Modernisierung ziehen liessen – von den erweiterten bildungspraktischen und beruflichen Betätigungschancen über Möglichkeiten und Fälligkeiten der Geschlechtergleichstellung bis hin zu neuen Lebensformdispositiven. Das verband sich freilich, zumal in intellektualisierten Milieus, mit Visionen sozialer und natürlicher Folgelasten der Modernisierung. Signifikant dafür waren Bewegtheiten neuer Wissenschafts- und Technikfeindschaft, die ausgerechnet zuerst in Kalifornien auffällig wurden. Anderswo manifestierten sich, komplementär zur desorientierungsträchtigen Modernisierung, neue politische Heilsgewissheiten im Griff nach Kompaktantworten auf alle wichtigen moralischen und politischen Fragen – in Gestalt der unvergessenen Mao-Bibel zum Beispiel oder auch in rätendemokratisch inspirierten studentischen Vollversammlungen von Paris über Rom bis West-Berlin. Sogar in Zürich griff man abwehrbereit zum Mittel der Schliessung der Universität für einige Tage in der Absicht einer Renormalisierung des Lehrbetriebs. Da bot es sich tatsächlich an, auch wieder einmal Max Webers Rede über Wissenschaft als Beruf als Angebot in das Vorlesungsverzeichnis einzustellen. Als 1983 Raymond Aron an der Universität Basel zum Jaspers-Centenaire sprach, bekräftigte dieser unvergessene Analytiker totalitärer Ideologien sie in ihrer Rolle als «L'opium des intellectuels», was Jaspers wie ihn selbst fortdauernd mit Max Weber verbunden habe – den utopienunbedürftigen Realismus dieses Mannes.

Über ihr rigoristisches Sachlichkeitspathos hinaus, das sich auf die geschilderte Sonderlage der Gefährdung der Wissenschaften durch aggressive Heilsgewissheiten bezieht, bietet Webers Rede nur wenig unverändert gültige Aufschlüsse über die Lage der Forschung in der modernen wissenschaftlich-technischen Zivilisation. Die Charakteristik der Fälligkeiten «strengster Spezialisierung» ist gewiss unwidersprechlich, aber inzwischen auch trivial. Überdies schweigt Max Weber insoweit von wichtigen forschungspraktischen Komplementärprozessen fachgrenzenübergreifender Ausbreitung von Sonderwissenschaften und spezialisierten Könnerschaften, deren analoge Nutzung über viele Fachgrenzen hinweg bezwingend geworden ist – von der Statistik bis zur Hygiene und von etlichen Aspekten der Evolutionstheorie, die über Biologen hinaus heute auch Soziologen oder Historiker zu berücksichtigen haben, bis hin zur Ökonomie der Nutzbarkeit wissenschaft-

licher Fortschritte, die rascher anfallen als die technischen oder auch sozialen Systeme ihrer Nutzung alterungsabhängig dysfunktional werden. Man kann auch sagen: Moderne Forschungstechnik erzwingt heute weit diesseits der Bildungsinteressen, die durch das *studium generale* bedient werden, immer wieder interdisziplinären Verbund von Experten in wissenschaftspraktischer Absicht. Das fehlt im Bild des Wissenschaftsberufs, das Max Weber entwirft, und selbstverständlich wäre es unbillig und näherhin anachronistisch, etwas anderes zu erwarten.

Zutreffend bleibt Max Webers Beschreibung progressiver Erfahrungsverluste, die mit der Verwissenschaftlichung unserer zivilisatorischen Lebensvoraussetzungen zwangsläufig verbunden sind. Der von ihm bemühte «Hottentotte» beherrschte die Könnerschaftsvoraussetzungen seiner zivilisatorischen Existenz tatsächlich ungleich vollständiger als ein beliebiger «Trambahn»-Nutzer heute, sofern es sich nicht gerade um einen «Fachphysiker» oder Ingenieur oder einen betrieblichen Nahverkehrsanalytiker handelte. Aber die inzwischen vorherrschende Reaktion auf solche Erfahrungsverluste sind nicht mehr die von Max Weber beschriebenen Phänomene der Kulturkritik romantischer Tradition. Man verhörte sich, wenn man vermeinte, man vernähme immer noch Klagen über die von den Wissenschaften und von der Technik besorgte «Entzauberung der Welt», die den Heiligen Hain, wie ironisch bereits der Philosoph Hegel fand, in Holz und objektloses Gefühl zerlegt und uns lebenstragende Sinnerfahrungen versagt, wie sie im späten 17. Jahrhundert nach Max Weber noch der niederländische Zoologe Jan Swammerdam mit dem «Nachweis der Vorsehung Gottes in der Anatomie einer Laus» zu machen vermochte.

Kurz: Weber stilisiert die Mitteilungen moderner Wissenschaften über die Wirklichkeit, in der wir leben, zu einem Weltbild von bedrückender Nüchternheit, das uns, soweit wir nicht selber uns zu dieser Nüchternheit fest entschlossen, uns motivieren müsste, existentiell Zuflucht bei illusionären Weltanschauungen zu suchen, die damals tatsächlich kulturell, ja politisch im Angebot waren, heute aber marginalisiert und pluralistisch zerflattert sind.

Demgegenüber ist die öffentliche Präsenz der Wissenschaften heute eine ganz andere, und allein schon der Anteil, zu dem die Bürger in hochentwickelten Gesellschaften an berufsbezogenen wissenschaftlichen oder wissenschaftsnahen Ausbildungsgängen partizipieren, bewirkt das. Vor knapp hundert Jahren war das ein Anteil in der Größenordnung eines Zwanzigstels. Heute ist dieser Anteil um das Fünf-

fache oder gar um das Achtfache angestiegen, und das «Examensdiplom» ist über seine von Weber ironisierte Rolle «als Eintrittsbillette ins Reich der Amtspfründen» hinaus eine Voraussetzung für Wissenschaftsberufe aller Art. Bei Max Weber war es noch gar kein Thema, dass die Budgets für produktionsnahe und betriebsinterne Forschung und Entwicklung die inneruniversitär verfügbaren Forschungsmittel bei weitem übersteigen, und das im Vergleich europäischer Länder zumal in der Schweiz. Heute verschafft allein schon dieses Faktum der Forschung Sinnevidenz kraft ihrer ökonomischen und sonstigen pragmatischen Unentbehrlichkeit für die Vorzüge moderner Lebensverbringung nach Sicherheit, Gesundheit und Lebenserwartung und überdies nach Selbstbestimmung in Nutzung disponibel gewordener Lebenszeitanteile. Dabei ist die Erfahrung dieser aufdringlich wissenschaftsabhängig gewordenen Lebensvorteile unbeschadet ihrer sogar zunehmend ungleichen Verteilung wirklich massenkulturprägend. In politischen Reaktionen auf Benachteiligungen im sinnvollen sozialen Vergleich spiegelt sich das, und zu Max Webers Charakteristik des «Sinnproblems der Wissenschaft», unter dem die kulturelle Geltung harter Wissenschaft litte, fügt sich das nicht. Die Auskunft, Forschung sei doch nützlich, bedeute «nur etwas für den Praktiker», konstatierte Weber. Ersichtlich passt dieses Wörtchen «nur» nicht zur normativen Verfassung einer Kultur, in der die Erfahrung unserer Abhängigkeit von Leistungen der Forschung längst zu einer das bürgerliche Leben alltäglich und überdies politisch mitprägenden Gemeinerfahrung geworden ist.

Wahr ist, dass uns inzwischen über die Vorzüge der Verwissenschaftlichung und Technisierung unserer Lebensvoraussetzungen hinaus auch deren vermuteten und realen Schadensnebenfolgen beschäftigen. Aber auch das geschieht kulturell und politisch dominant heute nicht romantisierend auf der Suche nach Lebensalternativen, die sich von verifikationsunfähigen und zugleich als verifikationsunbedürftig erfahrenen «Weltanschauungen» abhängig gemacht haben. Es geschieht vielmehr seinerseits realistisch, nämlich in Reaktion auf Erfahrungen abnehmenden Grenznutzens der Verwissenschaftlichung und Technisierung unserer Lebensvoraussetzungen – Erfahrungen, die in ihren praktischen Konsequenzen ihrerseits noch einmal auf wissenschaftsabhängige Könnerschaften angewiesen sind.

Exemplarisch heisst das: Nicht der Facharzt, sondern der Patient ist das Subjekt der Antwort auf die Frage, wie man Therapiebelastungen und statistisch nach Wahrscheinlichkeiten kalkulierbare Lebenszeiteinbussen gegeneinander gewichten möchte. Über die

Akzeptanz von seltenen, aber grossen Risiken moderner Energiegewinnungstechniken will schliesslich die Bürgerschaft entscheiden und über die Zumutbarkeit von Flugzeuglärm, von Einschränkungen des Selbstbehalts bei der vertraglichen Festschreibung von Versicherungsprämien oder auch von Impfzwangsrisiken ebenso. Mit dem Anstieg der wissenschafts- und technikabhängigen Wohlfahrtsniveaus scheint generell die Risikoakzeptanz abzunehmen. Das hat seine eigene Rationalität, und somit nimmt ineins mit der Verwissenschaftlichung und Technisierung unserer zivilisatorischen Lebensbedingungen die Menge zuständiger Ethik-Kommissionen und sonstigen Begleiträte zu. Bürgerinitiativen melden sich mit Stellungnahmen zu Grossprojekten zu Wort. Auch in Ländern, die das bisher nicht kannten, werden just kraft politischer Wirkungen unserer hochtechnisierten und verwissenschaftlichten Zivilisation lebenserfahrungskonsequent Institutionen direkter Demokratie eingefordert und auch eingerichtet. Das alles erzwingt kontinuierliche Interaktion von Sachkompetenz und Bürgersinn, und in diesem Kontext verliert die Weber'sche Parole «Politik gehört nicht in den Hörsaal!» an Handlungssinn. Der erläuterte gute Sinn, den sie einmal hatte, erscheint als der düstere Sinn prekärer Vergangenheitslagen.

Dass wir gegen die Wiederkehr von Neigungen moralisierender Disqualifikation sinnevidenzlasteter Sachlichkeit in den Wissenschaften nicht eo ipso geschützt sind, bleibt freilich auch wahr. Einschlägige Illusionen sind ja auch nicht verbreitet, und es lässt sich sogar sagen, dass Apokalypsen als Dauer-

mahnung zur Vorsicht und Mässigung in der modernen Zivilisation hochaktuell sind – in Gestalt der Hollywood-Katastrophenfilmproduktionen zum Beispiel, die mit ihren Dürren, Überschwemmungen oder menscheitsaustilgenden Seuchen die biblischen Plagen noch zu überbieten wissen. Wissenschaftler sind an der Produktion dieser Entwürfe künftiger Katastrophen ihrerseits sogar aktiv beteiligt. Sie gewährleisten die Anknüpfung der Schreckensillustrationen an reale Ereignisse und Prozesse. Das bedeutet zugleich: Selbst noch Element religiöser Kultur, die Max Weber in der modernen Wissenschaftskultur absterben sah, finden sich durch eben diese Kultur revitalisiert. Weber selbst noch verdanken wir ja ein Verständnis von religionsgeschichtlich verbreiteter gewesener Gottergebenheit, die gerade nicht Illusionen, vielmehr definitive Illusionsunbedürftigkeit und damit Realismus stiftete, und eben das könnte man in der Tat auch in der von Weber gepredigten Wissenschaftskultur wiederfinden. Das liesse sich sogar anschaulich machen – mit Rekurs nämlich auf die heute von unseren Wissenschaftsmagazinen massenhaft verbreiteten Bilder unserer in der Aussenansicht tatsächlich sehr schönen Erde, auf der die Menschheit gemäss den Zeitdimensionen der biotischen Evolution ephemer jetzt existiert und das, sogar kommunikativ, ohne jeden Aussenrückhalt gänzlich sich selbst überlassen. Der technisch möglich gewordene, globalisierende Anblick dieser Lage bekräftigt ihre Unausweichlichkeit und macht damit zugleich wissenschaftskulturell evident, dass für ihre uns angesonnene Akzeptanz wissenschaftsinterne Gründe nicht verfügbar sind. ■

Physik als Beruf

Gernot Kistorz*

1. Vorbemerkungen

«Geistige Arbeit als Beruf» war der Titel der Vortragsreihe, mit der der Freistudentische Bund in München in den Jahren 1917/19 die unter etablierten wie angehenden «geistigen Arbeitern» dannzumal teils heftig geführte Diskussion über den Sinn von Leben und Beruf bereicherte. Auch wenn eine der Schlussfolgerungen Max Webers besagt, dass auch die Wissenschaft den Sinn des Lebens nicht aufklären kann, so kann man aus der Wahl der Titel für diesen Vortrag wie auch für den späteren, «Politik als Beruf», schliessen, dass für Weber der Beruf mit einem wie auch immer vertretbaren Lebenssinn vereinbar war. Dass aus dem Vortrag Max Webers über «Wissenschaft als Beruf» ein nun fast ein Jahrhundert überdauerndes, immer noch lesenswertes Dokument resultierte, war wohl damals nicht absehbar. Ich selbst habe das 1919 publizierte Manuskript fast fünfzig Jahre nach seiner Entstehung als junger Physikdotorand, hochmotiviert für die Wissenschaft und das akademische Leben, im Tumult der späten sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts entdeckt. Damals war Webers Analyse der äusseren Umstände der werdenden Wissenschaftler ohne grosse Probleme auf aktuelle Zustände übertragbar – seine Analysen und Ideen zur inneren Einstellung des Wissenschaftlers dagegen wurden in der politischen Diskussion eher ausgeblendet, und

Webers Forderung, Politik gehöre nicht in den Hörsaal, galt entsprechend engagierten jungen Kräften als reaktionär. Heutzutage wird man im Physik-Hörsaal keine politischen Reden hören, aber obwohl manche Dozierenden sich völlig apolitisch geben, können auch sie sich der Tatsache nicht entziehen, dass die Politik in Zeiten, in denen alles, was öffentlich finanziert wird, dem Gemeinwohl möglichst im Handumdrehen zu dienen hat, Strategien und Forschungsinhalte beschliesst und durch die Mechanismen der Mittelzuweisung «umsetzt». Sich an forschungspolitischen Entscheidungsprozessen möglichst früh einzubringen, ist daher der beste Weg, die eigene Freiheit zu verteidigen. Die Beteiligung sollte jedoch nicht erst einsetzen, wenn es um die Vergabe von Mitteln geht (dann sind alle hellwach), sondern tatsächlich auch im öffentlichen politischen Raum, soweit entsprechende politische Rechte wahrgenommen werden können.

Die Hochschulfinanzierung durch öffentliche Gelder dient der Freiheit und Unabhängigkeit der Forschung, aber durch die einem utilitaristischen Wissenschaftsverständnis verpflichtete Vorgabe von grossen Themenbereichen, zu denen heute geforscht und gelehrt wird, erfahren, vor allem in den höheren Semestern, angehende Fachleute auf subtile Weise eine prägende Polarisierung – wenn sie nicht schon zu Beginn des Studiums entsprechend «vorgepolt» waren. Die Politik ist also auch im Alltag der «freien» physikalischen Forschung, insbesondere der experimentellen, oft diskret beteiligt. Gibt es unter diesen Umständen überhaupt noch Wissenschaft in Webers Sinn oder ist, wie das Ziel eminenter Strategen heisst, die «Wissenschaft für alle» das Ende der Wissenschaft, weil sie vom Wissenschaftler und der Wissenschaftlerin nur noch Qualitäten erwartet, über die auch die von Weber charakterisierte Gemüsefrau verfügt? Das Ergebnis hängt nur von den Beteiligten ab.

Für die Ausprägung der eigenen intellektuellen Fähigkeiten bei «guten» und ganz besonders für den Beruf Wissenschaft qualifizierten Physikern und Physikerinnen ist die Wahl der fachspezifischen Vertiefung während des fortgeschrittenen Studiums nicht entscheidend. Man erwirbt an einer universitären Hochschule, aufbauend auf den fachlichen Grundlagen in Physik und Mathematik, bei sinnvoller, immer exemplarisch bleibender Studiengestaltung in den höheren Semestern (inklusive Anleitung während des Doktorats mit der Herausforderung, in wissenschaft-

* ETH Zürich, Departement für Physik,
Wolfgang-Pauli-Strasse 16, 8093 Zürich.

E-mail: kistorz@emeritus.ethz.ch



Gernot Kistorz, Dr.rer. nat., geboren 1941 in Kattowitz/Oberschlesien, studierte Physik an der Universität Göttingen. Doktorarbeit über Kristallplastizität, von 1968 bis 1971 Postdotorand und wiss. Mitarbeiter am Argonne National Laboratory in Illinois, USA. 1971–1978 Forschung am Institut Laue Langevin in Grenoble, 1974–1978 Vorlesungen an der Universität Grenoble, 1978–1980 wiss. Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Metallforschung in Stuttgart, 1980–2006 ordentlicher Professor für Physik an der ETH Zürich, Vorsteher der Abteilung Werkstoffe 1984/1986, Vorsteher des Physik-Departements 1996/98. 1993–1994 Präsident der Federation of European Materials Societies. Seit 2004 Generalsekretär der VSH-AEU. Forschung und Lehre über Mikrostruktur und Eigenschaften realer Festkörper; Leitung von mehr als fünfzig Doktorarbeiten an der ETH, Mitwirkung an zahlreichen akademischen Verfahren und in internationalen Organisationen. Gastaufenthalte am Argonne National Laboratory (1977, 1986), an der Northwestern University, Evanston, Illinois (1995), an der Karls-Universität Prag (1996) und an der Universität Wien (2005). 1979–2012 «Editor» mehrerer internationaler Fachzeitschriften, zurzeit Co Editor des «Journal of Applied Crystallography». (Mit-)Herausgeber zahlreicher Bücher und Tagungsbände.

liches Neuland vorzudringen) die Fähigkeit, mit naturwissenschaftlichen Konzepten und Methoden umzugehen und neue einzuschätzen, vorzuschlagen oder mit zu entwickeln. Die erworbenen theoretischen und experimentellen Erfahrungen sind für jeden Gegenstand tauglich, der sich dem Vorgehen der exakten Wissenschaften erschliesst. Diese Polyvalenz der Physiker und Physikerinnen¹ wird von fast allen anderen akademischen Disziplinen (neben Natur- und Ingenieurwissenschaften z.B. Medizin, Psychologie, Soziologie, ja sogar Sprachwissenschaften oder Archäologie) und im Berufsleben (Banken, Versicherungen, Consulting, Wirtschaftsprüfung, Softwareentwicklung etc.) sehr geschätzt, ein wenig im Sinne der erfinderischen Zwerge Brechts. Wenn es also darum ginge, einem jungen Menschen, der wissenschaftlich arbeiten lernen will, ohne dabei zu eng festgelegt zu sein, einen Rat zu geben, was er studieren solle, so wäre die Physik an einer universitären Hochschule (solange sie noch nicht durch «Fachhochschulisierung» die Fähigkeit verloren hat, die Grenzen des Denkens und Wissens auszuweiten) keine schlechte Wahl. Die genannten und weitere im Bereich der Datenerhebung, des Messens, Kontrollierens und Auswertens mit naturwissenschaftlichen Methoden sich anbietende Berufsaussichten wären bei Weber dennoch nicht «Wissenschaft», denn dazu gehört das innere Feuer, die Leidenschaft für die Disziplin der Wahl und der Wunsch nach Erkenntnis «um ihrer selbst willen», und darin will/soll man aufsteigen bis zu den höchsten Weihen, die auch heute noch ohne Zweifel im Erreichen einer möglichst hohen Stellung im akademischen System liegen. Hier soll es also darum gehen, wie das Werden und Wirken eines Physikers in diesem originären, akademischen Sinne sich heute darstellt.

Weber analysiert zuerst die äusseren Umstände, um dann die inneren Anforderungen an den Berufswissenschaftler zu besprechen, die (offenbar in der von ihm geschilderten Umgebung) bei der Ausübung des Berufs von Bedeutung sind. Die entscheidenden inneren Anforderungen werden allerdings am Ende zum absoluten Postulat erhoben – sie müssen unter allen Umständen gelten.

2. Die Persönlichkeit des Forschers

Die intrinsischen Anforderungen betreffen die persönlichen Qualitäten des (angehenden wie berufstätigen) Physikers als Mensch. Es ist nicht des Physikers Aufgabe, angesichts der gewichtigen Beiträge (hier und in der Literatur) aus der Richtung der für sittliche und ethische Fragen zuständigen Fakultäten über diese Grundforderungen (die, wie auch Weber

bemerkt, eigentlich für alle Berufe gelten) zu philosophieren – lesenswerte Ausnahmen von bedeutenden Physikern liegen dennoch vor (siehe Literaturliste). Einige Bemerkungen, vor dem Hintergrund naturwissenschaftlicher Tätigkeit, erscheinen jedoch im hier angestrebten bescheidenen Rahmen angebracht. Für einen Experimentalphysiker hat hier kein Paradigmenwechsel stattgefunden. Seit Webers Vortrag hat sich nichts an den Grundforderungen – «nur der Sache zu dienen» mit der Tugend der «schlichten intellektuellen Rechtschaffenheit» – verändert. Über Naturwissenschaftler behauptet Weber, sie seien nicht am «Sinn» ihres Tuns interessiert. Das mag zum Berufsbild im idealisierten Sinne passen, vielleicht sogar als Forderung verstanden werden – man könnte sonst befürchten, dass die Unabhängigkeit verloren ginge. Jedes Individuum, das den Beruf ausübt und sich täglich mit der Frage beschäftigt, was denn eigentlich «wissenswert» ist, stellt sich die Sinnfrage durchaus, denn einen Beitrag von Wert zu leisten, ist eine Art von persönlicher Genugtuung. Hier geht Weber in der Abgrenzung oder Eingrenzung der Naturwissenschaftler zu weit. Auch diese Wissenschaft hängt nicht allein im sphärisch verdichteten Kunstraum, den sich der individuelle Forscher schafft. Wissen, von dem nur einer weiss, ist gesellschaftlich irrelevant. Erkenntnisse müssen auch anderen mitgeteilt werden, im öffentlichen wie im eigenen Interesse. Daraus ist aber nicht herzuleiten, dass alle Forschung einen hier und heute absehbaren Nutzen haben muss.

Das war sicher auch 1917 schon akzeptabel: Auch ein Naturwissenschaftler darf persönliche Sinnvorstellungen haben; er kann nur versuchen, sich davon nicht zu stark in seinen wissenschaftlichen Bemühungen einengen zu lassen. Gerade die Entwicklung der Quantenphysik mit ihren Einflüssen auf andere Wissensgebiete hat auch den Physikern manchen Anlass zum Philosophieren gegeben, und das darf auch «passieren». Heute kommt jedoch hinsichtlich der beruflichen Ausprägungen oder Einschränkungen eine wichtige Komponente ins Spiel: die explosionsartige Entwicklung des akademischen Bildungssektors. So haben sich die Studierendenzahlen in der Schweiz (siehe Historisches Lexikon der Schweiz, Bern, <http://www.hls-dhs-dss.ch/Studenten>) seit 1920 auf das Zwanzigfache erhöht (in Deutschland sogar verdreissigfacht). Die damit verbundenen Aufgaben können nicht nur von «einsamen und freien» Wissenschaftlern erfüllt werden. «Nur der Sache zu dienen» mit der Tugend der «schlichten intellektuellen Rechtschaffenheit» bleibt die Forderung an alle, aber der Dienst an der Sache umfasst Pflichten für «die Sache», die in den Wunschbildern des Forschungsnachwuchses meistens nicht vor-

¹ Im Folgenden sind maskuline Berufsbezeichnungen generisch zu verstehen.

kommen, und die sicher bei jedem vorhandene Bereitschaft zur «schlichten intellektuellen Rechtfertigung» wird durch extrinsische Kräfte ständig gefährdet. Mit dem nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs begonnenen und noch andauernden Ausbau des universitären Systems, in Europa ganz überwiegend aus öffentlichen Mitteln, geht ein Anspruch der Gesellschaft einher, die Hochschule möge «nützliche» Forschung betreiben. An der universitären Hochschule heisst das zwar immer noch vor allem Grundlagenforschung, aber die Auswahl kann von aussen stark beeinflusst werden (cf. Energie, Umwelt, Gesundheit, Soziales, Medien, Arbeitswelt usw.). Andere Gebiete, von denen niemand weiss, ob sie nicht sogar wichtiger für die Menschheit sein könnten, geraten dadurch ins Abseits oder sind nicht einmal auf der Reservebank sichtbar. Dabei wird das Humboldt'sche Hochschulkonzept der Einheit und Freiheit von Forschung und Lehre zwar nicht offen in Frage gestellt, aber mit der schöpferischen «Einsamkeit», in der der freie Forscher nach früherer Vorstellung sein naturwissenschaftliches Weltbild entwickeln durfte und sollte, ist es nicht mehr weit her. Hochschulplaner in der Schweiz denken z.B. im Rahmen der bis 2015 laufenden Umsetzung des Hochschulförderungs- und Koordinationsgesetzes (HKFG) daran, dass die Einheit von Forschung und Lehre nicht einmal mehr bei einer Person, sondern lediglich in einer Institution gewährleistet sein muss. Das impliziert natürlich den nicht forschenden Lehrer, was für die Lehre schnell zur Mumifizierung führt.

Dem Gemeinwohl zu dienen heisst nicht, sich an einem extrinsischen Plan festzubeissen. Auf die Dauer ist dem Gemeinwohl damit am besten gedient, wenn gesichert ist, dass in der universitären Forschung auf höchstem Niveau gearbeitet wird, durch die besten Köpfe, die nur der Wahrheit (als immer nur temporärem Konsens der Qualifizierten) verpflichtet sind. Dazu müssen auch Freiräume eingeplant werden. Über sein Tun muss aber selbst der «weltfremde» Forscher regelmässig Auskunft geben können. Jede Wissenschaft benötigt, soll sie sich weiter entwickeln, auch die Wechselwirkung und gegenseitige Anerkennung ähnlich interessierter Kollegen (heute «Peers» genannt), insbesondere, wenn es um die Beobachtung und Entschlüsselung von Naturvorgängen und das Aufspüren und Überprüfen von Naturgesetzen geht. Dabei kann es sich um ein nur für wenige wichtiges theoretisches Konzept, um die im Universum wirksamen Mechanismen oder um eine für Anwendungen wichtige Entdeckung handeln. Irrtümer und Kontroversen sind dabei durchaus Teil des Fortschritts. Heute ist eine Art von egozentrischer (Selbst) Beschäftigung, bei der als Lebensleistung die weltver-

ändernde Entdeckung nach langen Mühen gelingen mag – worauf man aber nicht wetten sollte –, nur privaten Hobby-Forschern und ganz wenigen im akademischen System tätigen Wissenschaftlern (nach mindestens einer wichtigen, von der Fachwelt anerkannten Leistung) vorbehalten. Dass in einer Kulturgesellschaft für solche Individualisten Platz sein muss, ist weitgehend unbestritten, aber ihre (bezahlte) Anzahl konnte und kann nicht beliebig ausdehnt werden (früher überlebten die Gelehrten hauptsächlich dank der Kollegelder, also weil sich Studenten für die Belehrungen interessierten). Auch wenn man davon ausgehen kann, dass jeder, der sich die Physik als Beruf erwählt, von diesem Traumbild weiss und (lauthals oder diskret) daraus ein gewisses Mass an Motivation bezieht, muss er damit rechnen, dass der Gelehrte im stillen Kämmerlein kaum noch existiert.

In der experimentellen Forschung bedeutet die zunehmende Politisierung der Forschungsgegenstände und die Implementierung von Forschungsschwerpunkten mit den Mitteln des New Public Management hinsichtlich der akademischen Ausübung von Wissenschaft als Beruf zweierlei: (1) zeitlich begrenzte oder kündbare Anstellung, Verlängerung bzw. Erneuerung nur bei Bedarf, (2) auf die inneren Anforderungen bezogen: breites Fachwissen und hohe Bereitschaft zur Motivierbarkeit durch Andere, Einordnung in grosse Teams, in denen man am Gesamtergebnis kaum noch den eigenen Beitrag wiedererkennen mag. Diese Umstände hängen damit zusammen, dass die Laboratorien und Institute, die zuständigen Fakultäten oder Departemente mit ähnlichen Anforderungen konfrontiert sind, nämlich (1) politisch bedingten Schwankungen und Unsicherheiten der Budgetierung und (2) Flexibilisierung und Kurzlebigkeit der «Ausrichtung» und Zwang zu übersteigter Selbstdarstellung.

Das Bisherige mag genügen, um zu illustrieren, dass die nach wie vor erstrebenswerten inneren Werte manchen desillusionierenden äusseren Kräften ausgesetzt sind, die nicht verstärkend wirken, sondern entweder demotivieren oder (im Interesse einer gedeihlichen Karriere) zu unaufrichtigem, nicht nur angepasstem, sondern auch unethischem Verhalten verführen, das das akademische Klima vergiftet. Wechselwirkungen zwischen inneren, persönlichen Werten und äusseren Verhältnissen (die Weber unter «materiell» zusammenfasst, was aber den persönlichen Umgang mit dem akademischen Nachwuchs einschliesst) sind unvermeidlich, und einige der äusseren Veränderungen (und Konstanten) seit Webers Zeiten und ihre Auswirkungen auf den Beruf sollen für die Physik im Folgenden dargestellt werden. Vollständigkeit kann in diesem

Rahmen nicht angestrebt werden. Insbesondere die zunehmende Bedeutung von «Teamwork» (mit positiven und negativen Auswirkungen auf die Qualität der Ergebnisse) und der «Wissenschaftstourismus» (Tagungshypertrophie) hätten ausführlichere Erörterungen verdient, für die aber hier kein Platz bleibt.

3. Globalisierung und Anglizierung

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war auch die Physik «national» geprägt. So hatte die Physik in Deutschland dank der preussischen Hochschulreformen des 19. Jahrhunderts eine führende Stellung erreicht, vor allem gegenüber Frankreich und England. Die Attraktivität einer Professur und die Ausrüstung der Universitäten mit den damals besten Forschungsgeräten boten dafür die Grundlage. Die institutionelle Verbindung von Forschung und Lehre war ein entscheidender Vorteil. Publiziert wurde selbstverständlich in der Muttersprache, wobei die etablierten Naturgesetze überall galten und in ihrer mathematischen Ausformulierung international verstanden wurden (wenn auch nicht immer unter demselben Namen). Die Forscher kommunizierten über die Grenzen hinweg untereinander (noch) nicht ausschliesslich im heute üblichen «International Broken Scientific English» (diese Entwicklung, die zu einer kulturellen und kommunikativen Verarmung führt, wird insbesondere von Linguisten und Kulturphilosophen bedauert, scheint aber irreversibel zu sein). Viele der vor fast hundert Jahren aktiven Physiker hatten erstaunliche sprachliche (und fremdsprachliche) Fähigkeiten und gingen mit ihrer Muttersprache sehr virtuos um. Es lohnt sich, die heute leicht zugänglichen Originalarbeiten von z.B. Max von Laue, Henri Becquerel oder Lord Rayleigh zu lesen. Für den wissenschaftlichen Nachwuchs war der eigene Sprachraum (wozu bei Deutsch auch Österreich-Ungarn und Teile der Schweiz gehörten) für die akademische Karriere ganz überwiegend entscheidend – die Szene wurde bereichert durch Zuwanderung aus kleineren Nachbarländern, in denen die Aussichten für Nachwuchs-Physiker generell oder in Spezialgebieten nicht so attraktiv waren. In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war der Austausch von Meinungen via Korrespondenz, meist nationale Tagungen und gegenseitige Besuche (im Rahmen der Entwicklung der Quantenmechanik zwischen Kopenhagen, Hamburg, Berlin, Leipzig, Göttingen und Zürich) sehr intensiv. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs wurde die Notlage zum Auslöser internationaler Einigungsbestrebungen auch in der Physik. So wurde - ohne deutsche und österreichische, aber mit schweizerischer Beteiligung – im Jahr 1922 in Brüssel auf anglo-amerikanische Initiative von Vertretern aus neun europäischen Ländern, aus

Kanada, Japan, der Republik Südafrika und den USA die Gründung der IUPAP (International Union of Pure and Applied Physics) beschlossen, die sich neben anderen Aufgaben auch der Ausrichtung internationaler Tagungen verschrieb. Die erste Tagung dieser Art fand allerdings erst 1934 in London statt. Die Wirren der zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit wurden ab 1947 mit Unterstützung der Unesco langsam überwunden; erst ab 1954 durfte Deutschland in der IUPAP mitarbeiten (BRD, DDR ab 1960), Österreich ab 1957. In den fünfziger Jahren begann dann auch zaghaft der transatlantische «Austausch» junger Physiker, ganz überwiegend in Richtung Ost-West («Brain drain»), oft unterstützt durch Europäer im US-Exil. In den sechziger Jahren genügte die altmodische Habilitation unter Aufsicht eines Professors, dessen Knecht man mehr oder weniger war (wie auch Weber notiert hat), den jüngeren, neu berufenen Professoren nicht mehr. Mindestens ein USA-Jahr nach dem Doktorat (wie sie es zum grössten Teil selbst erlebt hatten) war oft eine Bedingung, um in akademischen Ambitionen weiter gefördert zu werden. Experimente zur Habilitationsschrift konnten auch auswärts, an anerkannten Labors oder den entstehenden Grossforschungseinrichtungen, durchgeführt werden (ein «Buch», wie in anderen Fakultäten, wird es bei Physikern in den seltensten Fällen, da selbst experimentelle Arbeiten mithilfe von Graphiken und Tabellen sehr knapp dargestellt werden, umfangreiche Zitate aus anderen Werken unüblich sind und Auswertungen und Interpretationen auch nur wenige Seiten umfassen können – minimal ca. dreissig Seiten, maximal allerdings 540 Seiten habe ich selbst begutachtet). Zwar mussten die akademischen Schriften noch in der Landessprache eingereicht werden, aber mit der zunehmenden Internationalisierung wurde immer mehr auch in englischer Sprache publiziert, Zeitschriften öffneten sich der Mehrsprachigkeit, und internationale Kongresse schwenkten immer mehr auf Englisch als Verhandlungssprache ein. Die wichtigen Ereignisse der Physik finden heute in der weltweit auf Englisch korrespondierenden «Community» überall und fast gleichzeitig Beachtung. Viele deutschsprachige Universitäten erlauben nicht nur Habilitationsschriften, sondern auch Doktorarbeiten in Englisch. Die Begutachtung kann so von Experten beliebiger Muttersprache irgendwo auf dem Globus übernommen werden. Dabei ist anzumerken, dass das Gewicht einer Habilitation bei der Berufung auf eine Professur in Physik heute nicht mehr von erheblicher Bedeutung ist. Wie zu Webers Zeiten darf und muss man Vorlesungen halten, um den Titel eines Privatdozenten führen zu dürfen, zu einer Anstellung an einer Hochschule berechtigt sie jedoch nicht (und es

gibt heute nicht einmal Kolleggelder!). Hat man eine auf Dauer angelegte Anstellung, so lohnt sich die Habilitation allenfalls für die damit erworbenen hochschulinternen akademischen Rechte (aber auch Pflichten, je nach Hochschule unterschiedlich) in Gremien der Lehre und gemeinschaftlich betriebener Infrastruktur. Der erfolgreiche Nachwuchs für Professuren qualifiziert sich heute durch hervorragende Publikationen in international anerkannten Zeitschriften, internationale Kontakte und Erfahrungen, Kommunikations- und Durchsetzungsvermögen, Anpassungsfähigkeit und – da ja auch die Konkurrenz sich weltweit bemerkbar macht – Bereitschaft zu hoher intellektueller und physischer Mobilität (mit ihrer Problematik, was Lebenspartner und Familie anbetrifft). Gerade in einem kleinen Land wie der Schweiz ergibt sich häufig die Situation, dass auf absehbare Zeit kein geeigneter Lehrstuhl zur Verfügung steht.

4. Publizieren mit «Impact»

Dem allseits wachsenden Wunsch nach messbaren bzw. abzählbaren «Indikatoren» hat sich als neues Forschungsgebiet die «Scientometrie» etabliert. Wichtige numerische Informationen findet man über Datenbanken, die in den Naturwissenschaften schon seit über 50 Jahren existieren, jedoch erst in den letzten Jahrzehnten durch Retro-Archivierung und Ausbau der Optionen zu einem «Tool» geworden sind, das bei Auswahlverfahren für wichtige Positionen neben Selbstdarstellungen der Kandidierenden und Gutachten überall eingesetzt wird. Besonders einflussreich ist das «Web of Knowledge» von Thomson Reuters (früher ISI) mit dem «Web of Science (WoS)». Nach eigenen, nicht immer nachvollziehbaren Kriterien werden weltweit Artikel in wissenschaftlichen Zeitschriften und Konferenzbänden (nicht aber Bücher) bibliometrisch erfasst (nicht immer zuverlässig: In einem kürzlich aufgenommenen Titel wurde aus «silicide» «suicide» – Folge eines schlechten Scanners, maschinell oder menschlich?). Der Einfluss einer Zeitschrift wird dann jährlich auf der Basis der Zitationen aus dieser Zeitschrift in sämtlichen erfassten Artikeln der letzten beiden Kalenderjahre als «Impact factor» berechnet. Autoren sind darauf aus, ihre Artikel in Zeitschriften mit hohem Impact-Faktor unterzubringen, denn das Spektrum der Zeitschriften, in denen man publiziert hat, ist schon ein Indikator per se. In manchen Instituten werden heute von der Leitung Ranglisten der geeigneten Zeitschriften ausgehängt mit der Aufforderung, beim Einreichen einer Publikation nach dieser Rangliste vorzugehen. Als Herausgeber oder Gutachter einer auf der Rangliste etwas tiefer angesiedelten Zeitschrift kann man gelegentlich an den nicht nachgeführten stilistischen Details die Zeitschrift(en) erkennen, bei denen die

Autoren nicht erfolgreich waren. Dabei sind «Nature» und «Science» immer die ersten Anlaufstellen, eigentlich eher Wissenschaftsmagazine, aber da weit verbreitet und vom WoS erfasst und zitierfähig, führen sie seit Jahren die «Hitliste» an. Viele Beiträge sind «Schnellschüsse», die unter starker Augmentitis (manchmal auch auf die Autoren übertragbar) leiden. Für Physiker gibt es die sehr viel seriöseren «Physical Review Letters», deren Begutachtungssystem sich ausschliesslich auf externe Experten verlässt. Wenn man es in einer dieser drei Zeitschriften geschafft hat, wird man für einige Tage auf dem Campus respektvoller begrüsst. (Noch sind wir nicht auf dem Niveau einiger Institutionen angelangt, wo ein solcher Erfolg finanziell belohnt wird.)

Die Bedeutung eines Autors ergibt sich aber nicht nur aus der Anzahl der Publikationen in wichtigen Zeitschriften, sondern vor allem aus der Zahl der Zitationen. Als Indikator wurde der Hirsch-Index (nicht wegen der amüsanten Möglichkeit der Fehlinterpretation im Deutschen, sondern nach dem Autor dieser Erfindung, J.E. Hirsch, 2005) eingeführt. Dabei reiht man alle Publikationen eines Autors (unabhängig von der Zahl der Mitautoren) entsprechend der Anzahl Zitationen, von hoch nach niedrig, auf. Der Hirsch-Index h ist die Platzziffer derjenigen Arbeit, deren Anzahl Zitationen gerade noch ihrer Platzziffer entspricht. Wenn also ein Autor eine Arbeit publiziert hat, die in tausend anderen Artikeln zitiert wird, alle seine anderen Werke aber höchstens einmal zitiert wurden, so erhält er den Wert $h=1$. Geniale Autoren werden also benachteiligt, aber das wissen sie heute und teilen ihre Geistesblitze oft in viele Unterblitze auf. Der publizierte Hirsch-Index eliminiert auch nicht die Eigenzitationen, so dass sich z.B. der amüsante Effekt ergibt, dass Arbeiten mit drei bis vier Autoren öfter zitiert werden als solche mit zwei Autoren. Für die allenfalls interessierende Frage, ob die Viererarbeiten wirklich besser oder wichtiger sind, gibt es, soweit bekannt, noch keine Forschungsergebnisse. Die Weltmeister beim Hirsch-Index haben Resultate über 100 (E. Witten: $h=129$).

Die Schilderung dieser Verhältnisse soll verdeutlichen, in welchem Umfeld sich ein Nachwuchsforscher befindet und «bewähren» muss und welchen Versuchungen er unterliegen kann, wenn er nicht in einem kohäsiv geführten Team lernt, was nützlich und was schädlich ist. Die immer schon vorhandene Möglichkeit der Fälschung von Daten ist nie ganz auszuschliessen (in Bereichen, wo man auch retrospektiv mit neuen Analyseprogrammen Fälschungen identifizieren kann, liegt die Fälschungsrate unter 2%). Die

starke Gewichtung der Publikationserfolge verführt manche (und nicht nur Unerfahrene) zu Manipulationen aller Arten – nicht nur Übertreibungen mit den üblichen geschwollenen Phrasen, sondern z.B. selektives Zitieren, Plagiate aus fremden und eigenen Quellen, verschleiernde graphische und tabellarische Darstellungen. Alles Denkbare wird auch versucht. So hat z.B. Heinz Maier-Leibnitz schon vor vierzig Jahren auf die nur bei Übertreibung leicht erkennbare Kartellbildung beim Zitieren hingewiesen. Auch wenn man mehr als dreitausend Manuskripte in den verschiedensten Stadien gesehen und bearbeitet hat, begegnen einem immer noch neue Varianten, wie versucht wird, die Bedeutung des eigenen Beitrags zu überhöhen. Meistens, aber leider nicht immer, führen solche Versuche mittel- bis langfristig nicht zum Ziel. Man sollte jeden jungen Kollegen warnen; wenn das eigene gute Beispiel nicht ausreicht, nützt vielleicht der Hinweis, dass auch die «Tools» zum Nachweis wissenschaftlichen Fehlverhaltens ständig weiterentwickelt werden. Das Phänomen nachlassender ethischer Standards ist nicht neu: Schon Francesco de Sanctis (1817–1883), der erste Professor (1856–1860) für italienische Literatur am damaligen Polytechnikum (der heutigen ETH) bemerkte (<http://de.wikiquote.org>): «Die Sittlichkeit nimmt ab, und die Sittenlehrer fangen an zu predigen.» De Sanctis ist eher bekannt für seinen bemerkenswerten Satz: *Prima di essere ingegneri voi siete uomini*.

5. Forschungsmittel

Schon Weber nennt die experimentell arbeitenden naturwissenschaftlichen Institute «staatskapitalistische» Unternehmungen, und er spricht in diesem Zusammenhang von der grossen Rolle des «Hazards», ob es einem Privatdozenten oder Assistenten je gelingt, in die Leitung eines solchen Unternehmens aufzusteigen. Im angestammten Institut, in dem man doktoriert hat, sind die Aussichten zum direkten Aufstieg heutzutage nahezu Null, denn Hausberufungen haften der Ruf der geistigen Inzucht an. Dennoch muss man sich für die mit dem Aufstieg verbundenen Aufgaben geeignet vorbereiten können, was nur gelingt, wenn man die Chancen dazu erhält. Die hierarchische Abhängigkeit ist auch heute in zweierlei Hinsicht gross. Erstens verfügt die Leitung des Labors oder Instituts über die durch Grundausstattung und Projektfinanzierung etablierte Infrastruktur, und zweitens müssen eigene Ideen und Vorschläge ins Programm passen. Es ist normal, dass ein etablierter Forscher nicht jeden Vorschlag eines Jüngeren begeistert aufgreifen wird, wenn sonst alles «gut läuft» und für das neue Projekt auch noch Ressourcen abgezweigt werden sollen. Immerhin ist man ja nicht Professor, um sich vorsagen zu lassen, woran geforscht

werden sollen. Es bedarf guter Argumente und einer grossen Bereitschaft, im Institutsrahmen oder darüber hinaus (auch unangenehme) Aufgaben zu übernehmen, um erfolgreich zu sein. Dann kann man als Postdoktorand oder wissenschaftlicher Mitarbeiter langsam einsteigen in die «Kunst» des Drittmittelerwerbs, ein Begriff, den es zu Webers Zeiten noch nicht gab, auch wenn Physik Institute gelegentlich Auftragsforschung durchführten und Zuschüsse aus der Industrie, deren Chefs sich gern als Mäzene der Wissenschaften verstanden, erhielten. Für die Grundlagenforschung ist in der Schweiz der erst seit 1952 bestehende Nationalfonds (SNF) die wichtigste Adresse. [In Deutschland entstand die heutige Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) angesichts des Niedergangs der Forschung im Jahre 1920 als «Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft.».]. Beim SNF ist die Projektförderung im Einzelprojektverfahren solchen «Forschenden vorbehalten, die mindestens zwei Jahre erfolgreiche Forschungstätigkeit nach ihrer Promotion nachweisen können». Gesuchstellende müssen u.a. in der Lage sein, ein Forschungsprojekt in eigener Verantwortung durchzuführen, unter Anleitung der darin beschäftigten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter (in erster Linie Doktorierende, für die ein dazu Berechtigter die Leitung der Arbeit übernehmen muss). Zudem müssen sie nachweisen, dass sie selbst einen substanziellen Beitrag zum geplanten Projekt leisten werden, dass ihnen die nötige Forschungsinfrastruktur zur Verfügung steht und dass sie bei der Durchführung der betreffenden Forschungsarbeiten nicht weisungsgebunden sind (<http://www.snf.ch/D/foerderung/personen/Foerderungsprofessuren/Seiten/default.aspx>). Das eigene Salär kann nicht beantragt werden. Ein besonderes Förderungsinstrument des SNF, wo das Salär mitfinanziert wird, ist die Förderungsprofessur, die dem jungen Bewerber den Aufbau eines eigenen Teams zur Umsetzung eines Forschungsprojekts ermöglicht. Zu den Voraussetzungen gehören u.a. ein mindestens einjähriger Auslandsaufenthalt und der Nachweis einer an einer Hochschule vorhandenen und zugänglichen Infrastruktur. Hier geht es offensichtlich auch nicht ohne den guten Willen des «Establishments», denn der erfolgreiche Bewerber muss ins Programm passen und integriert werden, mit Rechten (wie Pflichten) einer Assistenzprofessur. Die vorgesehene gastgebende Institution wird nicht ohne Überlegungen zu der Zeit nach der Förderung (maximal sechs Jahre) einfach zustimmen. Die Möglichkeit eines «Landeplatzes», also einer freierwerdenden Professur auf dem betreffenden Gebiet, kann dabei wertvoll sein. Solche Strategien werden allerdings von anderen potentiellen Bewerbern als unzulässige Auswahl vor der Ausschreibung kritisiert. Auch dieser Weg ist also nicht frei von Hindernissen,

Taktieren und Spekulieren bleiben nicht aus. Trotz alledem kann man feststellen, dass in den meisten Fällen sehr gute Lösungen und Entwicklungen resultieren, nicht zuletzt weil alle Beteiligten sich gewissenhaft mit grosser Sorgfalt und gutem Willen für die Kandidaten und für die Wissenschaft engagieren. Im laufenden Jahr wurden 44 neue Förderungsprofessuren vergeben, davon vier in Physik. Viele ebenfalls hochqualifizierte Bewerber konnten nicht berücksichtigt werden. Wenn auch eine Förderungsprofessur die Hoffnungen auf einen guten Ausgang verstärkt, bleibt unter dem Druck des Erfolgszwangs die Unsicherheit immer noch gross, wie es weitergehen wird. Für die nicht so freundlich Geförderten bleibt es beim uneingeschränkten Hazard.

6. Ausblick

Angesichts der oben geschilderten Probleme, eine Professur zu erreichen, fragt man sich, ob es sich lohnt, ein solches Ziel anzustreben. Selbst im Alter von vierzig Jahren weiss man oft noch nichts über den nächsten Karriereschritt. Dazu kommen weitere, nicht unbedingt gegenüber Elternhaus und Lebenspartnern vertretbare Gesichtspunkte.

In den letzten ca. fünfzig Jahren hat sich die Zahl der Professuren in Physik dramatisch erhöht, das Ansehen des Berufs in der Öffentlichkeit hat ebenso dramatisch abgenommen. Der Traum vom Nobelpreis, der den Maturanden oder Erstsemestrigen noch beseelen mag, muss schnell der Einsicht weichen, dass persönlicher Ruhm und aussergewöhnlicher Lohn nicht geplant werden können. Auch die erreichbaren normalen Saläre sind im Ver-

gleich zu nichtuniversitären Karrieren eher bescheiden, obwohl die frühere Gegenleistung einer Anstellung oder Verbeamtung auf Lebenszeit nicht mehr gewährt wird.

Die Physik als Beruf im Weber'schen Sinne kann und sollte es trotz aller Einwände (auch hinsichtlich des Verschwindens der «charismatischen Berufe») noch geben. Er eignet sich wirklich nur für diejenigen, die sich voraussetzungslos der Klarheit verschreiben und dazu befähigt sind, ihren Intellekt darauf zu fokussieren. Wenn das Ziel erreicht wird und die inneren Überzeugungen nicht gelitten haben, zeigen sich unter Erduldung aller Einschränkungen durch bürokratische, akademische und manchmal auch konfliktbedingte Fremdbestimmung die Schönheiten des Berufs als Wissenschaftler: die Freiheit zum selbstständigen Denken und zum Austausch von Gedanken mit Gleichgesinnten und Lernwilligen im kollegialen Umfeld sowie das Erlebnis von Wissenschaft unter eigener Mitwirkung am Ort ihres Entstehens. Dass man diesen Beruf auf Kosten der Gesellschaft ausüben darf, verlangt nach Verständigung mit den weniger Privilegierten. Es gehört daher heute mehr denn je dazu, dass man diesen Beruf im politischen Raum gegen erosive Kräfte verteidigt, am besten durch sinnvolle Aufklärung und Beteiligung am Alltäglichen ohne esoterische Allüren.

Es ist ermutigend, dass sich trotz aller Unwägbarkeiten jedes Jahr wieder junge Menschen in mehr als hinreichender Zahl auf den Weg zur Physik als Beruf einlassen. Man kann ihnen nur Freude und Erfolg wünschen. ■

Literatur

Born, Max, Physik im Wandel meiner Zeit. Vieweg, Braunschweig, 1957, neu bei Springer, Berlin, 1983, 2012.

Buchwald, Eberhard, Bildung durch Physik. Vandenhoeck&Ruprecht, Göttingen, 1956.

Carbone, Fabrizio, Scientist or «Captain of fortune», in: VSH-AEU-Bulletin Nr. 2, 2010, pp. 26-32.

Dürr, Hans Peter (Herausgeb.), Physik und Transzendenz: Die grossen Physiker unserer Zeit über ihre Begegnung mit dem Wunderbaren. Driediger 2010.

Feynman, Richard P., Was soll das alles? Gedanken eines Physikers (The meaning of it all, deutsche Übersetzung), 5. Auflage, Piper Taschenbuch 2001.

Hartmann, Gerd Karlheinz, Wissenschaft als Beruf 80 Jahre nach Max Webers Vortrag, siehe www.science-softcon.de/gkhartmann/ (16. September 2013).

Heisenberg, Werner, Quantenphysik und Philosophie. Reclam, 1986.

Mintzel, Alf, «Wissenschaft als Beruf»: Erfahrungen und Reflexionen eines Grenzgängers. «De nobis ipsis silemus», siehe http://www.prof-dr-alf-mintzel.de/fileadmin/users/alf/dokumente_bilder/abschiedsrede-prof-dr-alf-mintzel.pdf (16. September 2013).

Oevermann, Ulrich, Wissenschaft als Beruf, in: Die Hochschule 1, pp. 15-51, 2005.

Rüegg, Walter, Das Autonomieverständnis von Humboldts Universitätsmodell, in: VSH-AEU-Bulletin Nr. 1, 2007, 13 pp.

Schrödinger, Erwin, Mein Leben, meine Weltansicht. Diogenes, 1996.

Weber, Max, Wissenschaft als Beruf 1917/1919, Politik als Beruf 1919. Studienausgabe der Max-Weber-Gesamtausgabe Band I/17, hrsg. von Wolfgang J. Mommsen und Wolfgang Schluchter in Zusammenarb. mit Birgitt Morgenbrod. J.C.B. Mohr, Tübingen, 1994.

Weisskopf, Victor F., The Privilege of Being a Physicist. W.H. Freeman, New York, 1998.

Philosophie als Beruf

Vittorio Hösle*

Wer besäße wohl die Dreistigkeit, nach Max Webers unerreichbarem Klassiker «Wissenschaft als Beruf» nochmals das Thema zu behandeln? Ist nicht in jener Vorlesung des grössten Soziologen des 20. Jahrhunderts alles schon gesagt, und zwar mit viel grösserem historisch-soziologischem Hintergrundwissen ebenso wie mit weitaus eindrücklicherer kategorialer Klarheit und ernsthafterem existenziellen Pathos, als ein normaler Sterblicher je aufzubieten vermöchte? Wenn ich es dennoch wage, mich zu einem verwandten Thema zu äussern, so nur, weil mein Thema eben nur verwandt, aber nicht identisch mit dem Weber'schen ist. Denn die Philosophie ist, wenn man sie denn überhaupt als Wissenschaft bezeichnen will, eine ganz besondere Wissenschaft, von der keineswegs vorausgesetzt werden kann, dass die Weber'sche Charakterisierung der Wissenschaft im allgemeinen auch auf sie zutreffe. Dabei ist nicht auszuschliessen, dass, wenn bei ihrer Analyse von Weber abweichende Ergebnisse erzielt werden sollten, diese trotz, oder vielleicht sogar aufgrund, der Sonderstellung der Philosophie auch auf den Begriff der Wissenschaft im allgemeinen zurückstrahlen werden. Denn anders als die von Weber am Ende berührte Theologie ist auch die Philosophie eine rationale Disziplin, die nicht an Wunder und Offenbarung appelliert, und da sie etwa das Wesen der Erkenntnis im allgemeinen thematisiert, ist unser Verständnis von der Natur der Wissenschaft unweigerlich von philosophischen Kategorien bestimmt, auch wenn diese nicht immer ins Bewusstsein gelangen.

Da ich anders als Weber kein Nationalökonom, sondern Philosoph bin, will ich mit der Diskussion der *Berufung* zur Philosophie beginnen und nur am Ende das Thema der Philosophie als *Brotberuf* streifen. Denn idealerweise wird man zuerst aus sachlichen Gründen von einer philosophischen Existenz angezogen. Wie man in dieser Existenzform sein Auskommen finden möge, ist zwar eine nicht unwichtige Frage, aber legitim letztlich nur für jene, die zu jener Existenzform wirklich berufen sind. Wer sich zuerst danach umschaute, welcher wirtschaftliche Status mit einer Philosophieprofessur verbunden ist, und dann beschliesst, sich dem Fach zu widmen, mag es aufgrund eines karrieristischen Instinkts im Universitätssystem seiner Zeit weit bringen, aber er oder sie wird bald vergessen werden, weil keine philosophische Berufung vorliegt.

Wieso beschliesst jemand, Philosoph zu werden? Soweit ich sehe, gibt es verschiedene Gründe, sich

dem Fache zu nähern, und auch wenn die Unterschiedlichkeit dieser Motive zum Teil erklärt, wieso die Philosophie eine so heterogene Disziplin ist, schliessen sie einander keineswegs aus, ja, letztlich ist von einer Konvergenz aller auszugehen. Zunächst einmal sind es *die grossen metaphysischen Fragen*, die früh die Entstehung der Religionen beflügelt haben und die schon Kinder fesseln: Was ist die eigentliche Wirklichkeit? Gründet die Welt in sich oder ist sie defizient gegenüber einem transzendenten Prinzip? Wie verhalten sich physisches Sein und Bewusstsein zueinander? Was passiert mit dem Tode? Warum ist überhaupt etwas? Zwar ist es unstrittig richtig, dass ein späteres Studium der Logik einen lehrt, dass manche Kinderfragen sinnlos sind. Aber da es wesentlich schwieriger ist, eine Abgrenzung des Sinnvollen und Sinnlosen vorzunehmen, als es sich etwa der Logische Positivismus eingebildet hat, darf man durchaus behaupten, dass derjenige keine philosophische Persönlichkeit ist, der in seinem Herzen nicht die Anziehungskraft jener Kinderfragen, ja vermutlich: der nicht bestimmte kindliche Züge wie besonders ein gewisses naives Vertrauen in die Verständlichkeit der Welt und damit darauf, dass richtige Lösungen letztlich einfach sein müssen, bewahrt hat. Auch wenn Kinder schon im Kindergarten einen deutlichen Gerechtigkeitssinn manifestieren, etwa Zurücksetzungen nicht einfach als schmerzlich, sondern als ungerecht erfahren, erreicht *das Nachdenken über ethische Fragen* in der Pubertät einen Höhepunkt, da diese Lebensperiode u.a. offenbar dazu dient, das

* University of Notre Dame, 318 O'Shaughnessy, Notre Dame, IN 46556, USA.

E-mail: vhosle@nd.edu
<http://www3.nd.edu/~vhosle/>



Vittorio Hösle, Prof. Dr. phil., ist Paul Kimball Professor for Arts and Letters in den Departments of German, Philosophy und Political Science der University of Notre Dame, an der er von 2008–2013 das Notre Dame Institute for Advanced Study leitete.

Studium der Philosophie, Allgemeinen Wissenschaftsgeschichte, Indologie und Gräzistik an den Universitäten Regensburg, Tübingen, Bochum und Freiburg, Promotion 1982 und Habilitation 1986 in Philosophie (Tübingen), 1988 Associate Professor an der New School for Social Research in New York, 1993 o. Professor in Essen, 1997 Direktor des Forschungsinstituts für Philosophie Hannover, seit 1999 an der University of Notre Dame.

2004/05 Member des Institute for Advanced Study in Princeton. Seit 2013 ordentliches Mitglied der Päpstlichen Akademie für Sozialwissenschaften. Autor von vielen Büchern (insgesamt in zwanzig Sprachen erschienen) zu Ethik, Politischer Philosophie, Ästhetik und Geschichte der Philosophie.

Fragwürdige der eigenen Tradition einer kritischen Sichtung zu unterziehen. Das Hinterfragen faktischer Ungerechtigkeiten kann freilich zu grundsätzlichen Zweifeln an einer objektiven moralischen Ordnung führen, und daher haben sowohl die Suche nach einer komplexeren Ethik und Politischen Philosophie als auch Skeptizismus und Nihilismus hier ihren lebensgeschichtlichen Ursprung. Und eine Prise Skeptis gegenüber allen Üblichkeiten bleibt ein Charakterzug jedes wahren Philosophen, auch desjenigen, der Alternativen zu dem letztlich selbstwidersprüchlichen Skeptizismus aufzeigt.

Zweifel an Normen werden schon geweckt, wenn die Autoritäten, die sie lehren, sich nicht an sie halten, aber sie werden bedeutend verschärft, wenn das Normensystem in sich selbst nicht konsistent ist – etwa allgemeine Gleichheit fordert und dann Männer und Frauen unterschiedlich behandelt. *Der Sinn für Widersprüche und die Begierde nach ihrer Beseitigung* sind sicher einer der mächtigsten Motoren der Philosophie, und er ist um so bedeutsamer, als sich nicht alle Widersprüche theoretisch so einfach beseitigen lassen wie diejenigen in manchen Normensystemen, wo die eigentliche Arbeit mehr in der Beseitigung unsinniger tradierter Normen und in der langsamen Annäherung der Gesellschaft an die überlegenen Normen besteht. Nein, das, was die Philosophie stets am Leben erhalten wird, ist die Tatsache, dass sich bei einigen grundlegenden Problemen ein Dilemma oder Trilemma auftut, das deswegen so schwer zu lösen ist, weil sich überzeugende Argumente pro und kontra finden lassen. Ohne begriffliche Klarheit und logische Präzision scheint es aussichtslos, hier weiterzukommen, und das erklärt das starke Interesse an Klärungen von Begriffen und an der Natur der Folgerung, das Philosophen auszeichnet. Vier Beispiele mögen genügen.

1. Nur wenig ist plausibler als der Glaube, dass jedes Ereignis verursacht ist, ja, im Prinzip durch Antezedensbedingungen und allgemeine Gesetze erklärt werden kann, wobei jene Ereignisse durchaus auch Handlungen nach Gründen umfassen mögen. Gleichzeitig scheint unser Verständnis von Freiheit und Verantwortung eine Prätermination von Handlungen auszuschliessen, die sich aus jenem Modell ergibt.
2. Die meisten modernen Menschen identifizieren Physisches nicht mit Mentalem, glauben daran, dass Physisches nur durch Physisches verursacht wird, und vertrauen in die kausale Wirksamkeit von Willensakten. Leider können aber nicht alle drei Annahmen zugleich wahr sein.
3. Der historisch Gebildete stellt fest, dass grundlegende theoretische, aber auch moralische Annahmen der Menschheit im Lauf der Geschichte

aufgegeben worden sind, und scheint es für ein Gebot der Bescheidenheit zu halten, auch den eigenen Überzeugungen Gültigkeit nur für eine bestimmte historische Epoche zuzuschreiben. Gleichzeitig ist er normalerweise nicht willens, grundlegende moralische Ideen, etwa dass die Tötung eines Unschuldigen ein Verbrechen sei, einfach zu «historisieren».

4. Wissen ist nach einer alten, auf Platon zurückgehenden Definition begründete wahre Meinung. Begründung setzt freilich ein Begründendes voraus, von dem nach bestimmten Regeln, die den Wahrheitstransfer garantieren, zu dem zu Begründenden übergegangen werden kann. Aber woher wissen wir um die Geltung der ersten Prämissen? Sie selbst begründen zu wollen, würde in einen infiniten Regress führen, sie durch sie selbst zu begründen scheint lächerlich, weil damit alles begründet werden kann, und sich auf die Intuition zu berufen wirft neben dem bekannten Problem, dass nicht alle die gleichen Intuitionen haben, die Frage auf, warum man das nicht auch bei dem zu Begründenden tue.

Neben der Faszination durch die grossen metaphysischen Fragen, der Suche nach Kriterien für moralisches Handeln und dem Wunsch, tiefsitzende Widersprüche in unseren Überzeugungssystemen zu überwinden, spielen zwei weitere Faktoren bei der Berufung zur Philosophie eine Rolle, deren zweiter, wie wir gleich sehen werden, mit dem dritten durchaus zu tun hat. Man kann sie *das Interesse an der Fundierung der Einzelwissenschaften und die Begierde nach enzyklopädischem Rundblick* nennen. Man kann ein brillanter Mathematiker sein und nicht darüber nachgedacht haben, was die Natur mathematischer Objekte ist, und man kann glänzende literaturwissenschaftliche Interpretationen vorlegen, ohne Klarheit darüber zu haben, was ein literarisches Kunstwerk und eine Interpretation eigentlich sind. Damit freilich kann sich ein philosophischer Kopf nicht zufrieden geben. Ein solcher will die meist unreflektierten Grundbegriffe und Grundannahmen der Einzelwissenschaften reflektieren und d.h. unweigerlich: wenigstens zeitweise in Frage stellen. Der philosophische Kopf mag sehr wohl hauptberuflich ein Einzelwissenschaftler sein, dessen diesbezügliche Arbeiten, da erfahrungsgesättigt, oft inspirierender sind als die eines hauptberuflichen Philosophen. Der Geist der Philosophie setzt ja keineswegs ein formelles Philosophiestudium voraus; Albert Einstein etwa war ein eminent philosophischer Kopf.

Von Aristoteles bis zu Leibniz und Hegel hat es ferner einige Philosophen gegeben, die einen Überblick über das Ganze des Wissens erreicht haben, und

während die beiden ersten auch zu den Einzelwissenschaften ihrer Zeit Erstrangiges beigetragen haben, kann es nicht überraschen, dass dies für Hegel nicht mehr gilt: Der Fortschritt des Wissens machte es schwer genug, verschiedene Disziplinen in ihren Grundprinzipien zu überschauen, und hoffnungslos, auch zu ihrer konkreten Entwicklung beizutragen. Hat dieser Drang heute noch andere Gründe als eine kindische, vielleicht sogar vermessene, die condition moderne verleugnende Neugierde? Nun, es gibt zwei gute Gründe, ihn für weitaus relevanter für das philosophische Unternehmen zu halten, als viele heute meinen. Die Widersprüche, von denen erst die Rede war, verschwinden meist, wenn man sich auf eine einzige Disziplin konzentriert: Wer als objektivistischer Naturwissenschaftler die Introspektion methodisch ablehnt, wird keine Schwierigkeit haben, Mentales mit Physischem gleichzusetzen bzw. Verantwortlichkeit zu leugnen; wer als Geisteshistoriker den Wertewandel erforscht hat, mag damit leben, dass auch alle seine eigenen moralischen Überzeugungen historisch relativ sind. Diese Form der Auflösung des Widerspruchs, bei der man die andere Seite gar nicht zu Wort kommen lässt, ist freilich zu schlicht, um zu überzeugen – ohnehin die mit den anderen Wissenschaften Vertrauen, aber auch den unparteiischen Beobachter. Eine plausiblere Antwort ist nur von jenen zu erwarten, die mit den Kategorien und Methoden unterschiedlicher Wissenschaften vertraut sind, und daher hängt, da eine solche Kompetenz nur erzielbar ist, wenn man Detailprobleme wie diejenigen mit einer philologischen Konjektur verbundenen souverän ignoriert, die für den betroffenen Philologen von enormer Relevanz sein dürfen, ja, müssen, die Zukunft der Philosophie entscheidend davon ab, ob es genügend Menschen gibt, die jene Souveränität besitzen, ja, einen Mut zum Dilettantismus mit jener universellen Neugierde verbinden und für die Philosophie Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden vermögen. Daneben gibt es noch einen weiteren Grund, von einem Philosophen einen enzyklopädischen Blick zu fordern. Einige Denker haben die These vertreten, dass eine Alternative zum infiniten Regress ebenso wie zur Intuition unvermittelter Wahrheiten die wechselseitige Stützung der Prinzipien der Einzelwissenschaften bzw. der entsprechenden philosophischen Disziplinen ist. Nach dieser holistischen Auffassung, die von einer u.a. durch Schönheit ausgezeichneten Architektonik der Philosophie als ganzer ausgeht, sind etwa Erkenntnistheorie und Ethik keineswegs unabhängige Disziplinen – es gibt eine Erkenntnistheorie der Ethik, aber eben auch moralische Prinzipien, die die erkenntnistheoretische Tätigkeit inspirieren. Eine Alternative zum Monismus einer einzigen Disziplin, deren Dienstmägde alle

anderen sind, bis sie schliesslich auf sie zurückgeführt werden, ebenso wie zum Polytheismus ganz unterschiedlicher Wissensansprüche mag durchaus das *Konzept einer polyphonen Harmonie der einzelnen Wissenschaften und der sie fundierenden philosophischen Disziplinen* sein.

Ich erwähnte erst, dass die fünf Zugänge zur Philosophie, trotz unterschiedlicher Schwerpunktbildung, letztlich *konvergieren*. Weshalb? Führen nicht Sensibilität für metaphysische Fragen, Streben nach Gerechtigkeit, Wunsch nach Klarheit und Konsistenz, Interesse an der Fundierung der Einzelwissenschaften und Sinn für systematische Architektonik in ganz unterschiedliche Richtungen, wie die Differenzen zwischen Denkern wie Plotin, John Rawls, Gottlob Frege, Roman Ingarden und G.W.F. Hegel beweisen? Gewiss; aber ebenso gewiss ist, dass sich die grössten Denker der Tradition von mehreren, wenn nicht geradezu allen Quellen genährt haben. Und es leuchtet ein, dass eine Lösung der die Philosophie quälenden Widersprüche nur bei einem Gesamtüberblick über alle unsere Erkenntnisansprüche erhofft werden kann, dass in diesem Zusammenhang eine Klärung, vielleicht sogar Begründung der unhinterfragten Voraussetzungen der Einzelwissenschaften erfolgen wird, dass eine Philosophie, die keinen Platz für die Ethik hat, seltsam unvollständig ist, ja, die eigene Normativität gegenüber unreflektierten (selbst wissenschaftlichen) Wissensansprüchen schwerlich ernst nehmen kann, und dass ein Verständnis des eigentümlichen Sollens der Ethik ohne eine komplexe Metaphysik nicht erzielt werden kann. Daraus ergibt sich ein Ideal der Philosophie, dem zwar kein Mensch je völlig gerecht geworden ist, dem aber die Grössten des Faches bewusst, und andere unbewusst, nachgestrebt haben. Innere Distanz gegenüber dem, was sich als platte Wirklichkeit aufdrängt, hoher moralischer Sinn, Klarheit, Konsistenz und Schlüssigkeit des Denkens, Vertrautheit mit den Fundamenten der Einzelwissenschaften und architektonisches Talent sind die Markenzeichen des zur Philosophie Berufenen.

Den philosophisch Berufenen erkennt man wie den geborenen Wissenschaftler daran, dass philosophische Fragen ihn geradezu in Besitz nehmen – *er arbeitet nicht an ihnen, sie arbeiten in ihm*. Selbstvergessenheit ist unabdingbar, auch und gerade wenn es um eine Theorie des Selbsts geht – denn philosophisch wird eine solche Theorie nur sein, wenn sie allgemeingültig ist und von der eigenen Subjektivität zwar nicht absieht, diese aber doch transzendiert. Dieser Sachbezug bringt manchmal Weltfremdheit und fast stets eine gewisse «Jenseitigkeit» mit sich, also eine innere Distanz gegenüber dem Alltäglichen

(auch bei einem Philosophen der Immanenz wie Spinoza). Er ist inkompatibel mit Eitelkeit, aber keineswegs unvereinbar mit der Tatsache, dass Philosophie, wie die anderen Wissenschaften, auf hohem Niveau nur mit Leidenschaft und nur mit dem geistesaristokratischen Bewusstsein betrieben werden kann, dass es enorme Differenzen in der Qualität des als philosophisch Gebotenen gibt. Da die Fragen der Philosophie für unser Selbstverständnis als Vernunftwesen wichtiger sind als etwa diejenige, durchaus faszinierende, ob es unendlich viele Primzahlenzwillinge gebe, können sie denjenigen, der sich ihnen ergibt, noch viel mehr versklaven, als dies bei Vertretern der Einzelwissenschaft der Fall ist. Der peruanische Literaturnobelpreisträger Mario Vargas Llosa hat im ersten seiner bedeutenden «Briefe an einen jungen Schriftsteller» die literarische Berufung mit der Situation eines Menschen verglichen, der von einem Bandwurm befallen ist – es handelt sich dabei, so will er sagen, nicht um ein Steckenpferd oder um ein Spiel, sondern um freiwillige Fronarbeit, die einen nicht mehr loslässt: Man ernährt sich selber gleichsam nur, um den Bandwurm am Leben zu erhalten. Abschalten auf längere Zeit oder auch das Sich-Flüchten in Geschäftigkeit sind mit wirklicher philosophischer Berufung nicht kompatibel, weil einen die philosophischen Probleme bald wieder einholen und stellen. Zwar mag der reifere Philosoph Strategien entwickelt haben, bestimmte Fragen zurückzustellen, weil er begriffen hat, dass er nur dann Aussicht auf deren Klärung hat, wenn er vorher andere Probleme gelöst hat. Aber diese Zurückstellung dient dabei doch nur der besseren Bearbeitung jener, und im Unbewussten rumoren sie weiter, lenken, ohne dass man es immer weiss, die eigenen Assoziationen, Lektüren und Gespräche und lassen günstigenfalls jene überraschenden Einfälle aufsteigen, die sich schliesslich als einer Lösung zuträglich erweisen, auch wenn sie auf mechanischem Weg, durch die Anwendung von Algorithmen, nie und nimmer zu produzieren wären. Ob der philosophischen Schriftstellerei eher *einsames Nachdenken, Diskussion mit Freunden und Kollegen oder Lektüre der besten einschlägigen Schriften* förderlich ist, hängt ganz vom Individuum ab und lässt sich keineswegs allgemein entscheiden. Eine Mischung aller drei ist unabdingbar, aber das Mischungsverhältnis wird sich je nach Persönlichkeit und sogar nach Lebensphase unterscheiden.

Das im letzten Absatz Gesagte verbindet die Philosophie mit den Einzelwissenschaften. Nicht gilt dies freilich für die enzyklopädische Begierde, die im Widerspruch zu dem unerbittlichen Gesetz der Spezialisierung steht, das nach Webers Analyse den Fortgang der Wissenschaften bestimmt. Gewiss gibt es zu

diesem Gesetz in den Einzelwissenschaften keine Alternative, auch wenn Weber die gegensätzliche Tendenz völlig unterschätzt, die ebenfalls die Geschichte der Wissenschaften kennzeichnet, nämlich allgemeinere Theorien zu finden, die verschiedene vorher selbständige Theorien zu einem Komplex vereinen. Aber richtig ist sicher, dass etwa Fortschritt in der Molekularbiologie nur durch eine unermessliche Fülle höchst präziser Experimente nach den Regeln der Kunst zustande kommen kann. Gilt dies auch für die Philosophie? Gewiss hat im letzten Jahrhundert auch in der Philosophie eine Professionalisierung stattgefunden, die ihren entscheidenden Ausgangspunkt in der Formalisierung der Logik zumal seit Frege hat. Da die Formalisierung philosophischer Argumente mit einem gewissen Aufwand verbunden ist, hat dies in den letzten Jahrzehnten dazu geführt, dass sich junge Philosophen schon früh auf eine philosophische Disziplin wie etwa die Sprachphilosophie spezialisieren. Aber das Gegenteil von dem, was man erhofft hatte, ist eingetreten. *Weder Formalisierung noch Spezialisierung haben zu grösserem Konsens unter den Philosophen beigetragen.* Im Grunde hätte dieses Resultat nicht überraschen dürfen. Denn einerseits kann die Logik nur zeigen, dass etwas der Fall ist, wenn etwas anderes der Fall ist. Da die Prämissen der Philosophen empirisch nicht zu validieren sind, kann daher jeder philosophische Beweis zu einer *reductio ad absurdum* umfunktionierte werden: Du zeigst, dass aus a b folgt, aber ich habe nicht die mindeste Absicht, b anzuerkennen, und erkläre daher auch a für falsch. Ohne die Fähigkeit, die Phänomene in den Blick zu bekommen, ist logischer Scharfsinn in der Philosophie nur von begrenztem Nutzen. Andererseits hat die Spezialisierung den Weg einer wechselseitigen Stützung der verschiedenen philosophischen Disziplinen verbaut, von dem oben die Rede war. Es ist nicht sonderlich plausibel zu glauben, jemand könne die Sprachphilosophie weiterentwickeln, ohne ziemlich genaue Kenntnisse etwa in Metaphysik und Erkenntnistheorie zu besitzen, und eine Erkenntnistheorie könne überzeugen, die keinen Platz hat für ethische bzw. ästhetische Erkenntnis. Ohne die Verortung im Ganzen des Wissens lassen sich philosophische Probleme oft nicht einmal präzise verstehen, geschweige denn lösen.

Wir berühren damit einen weiteren Unterschied zwischen Philosophie und Einzelwissenschaft – dass es in jener nur selten, und meist nur zu relativ formalen Fragen, einen Konsens unter den Vertretern des Faches gibt. Das hat seinen letzten Grund darin, dass die Philosophie, anders als die Einzelwissenschaften, nichts voraussetzen darf und ständig das scheinbar Selbstverständliche zu hinterfragen aufgefordert ist.

Sofern man nicht mit der Theorie Th.S. Kuhns die Interpretation verbindet, es gebe keine Rationalitätskriterien, die die verschiedenen Paradigmen übergreifen, kann man in seiner Sprache sagen: *Die Philosophiegeschichte kennt keine Epochen normaler Wissenschaft, sondern eine permanente wissenschaftliche Revolution.* Deswegen ist es, anders als in den Einzelwissenschaften, schwierig, von Fortschritt zu reden. Das mag einerseits deprimieren. In der Tat bedarf der Philosoph besonderer seelischer Fertigkeiten, um mit dem Mangel an Konsens umzugehen. Zwei Extreme sind unbedingt zu vermeiden – das Sich-Einspinnen in eigene Wolkenkuckucksheime, die keiner Kritik von Aussenstehenden (dafür aber dem Lob abhängiger Assistenten) ausgesetzt werden, ebenso wie das Ausrichten der eigenen Überzeugungen an dem, was man Anlass hat, als die sich herausbildende Mehrheitsmeinung der zeitgenössischen Zunft zu vermuten (wobei sich die Meinung der anderen ebenfalls an solchen Antizipationen orientiert). Der Mittelweg besteht darin, den kritischen Austausch zu suchen mit mehreren, immer wieder zu ergänzenden Mitphilosophen aus verschiedenen Schulen und Ländern, deren Kompetenz man achtet, die vor Kritik keine Scheu haben und mit denen man genügend Prämissen teilt, so dass man auf deren Einwände konstruktiv reagieren kann, und von denen man doch so verschieden ist, dass der Austausch neue Gesichtspunkte verspricht. Unbedingt sind ferner die Mitphilosophen um philosophische Laien, etwa Einzelwissenschaftler, Künstler, Verantwortungsträger in Politik und Wirtschaft, zu ergänzen, denn eine Philosophie ist wenig wert, die nicht auf Geister ausserhalb philosophischer Seminare ausstrahlt. Der Konsens einer Mehrheit auch und gerade von Zunftgenossen ist in der Philosophie dagegen ein miserables Wahrheitskriterium und verdammt fast immer zum Verlust von Originalität. Nicht, dass Originalität zu den Dingen gehört, die man intentione recta anstreben kann (wie Glück ist sie vielmehr eines jener Dinge, bei denen dies gründlich zum Scheitern verurteilt ist) – aber das bedeutet nicht, dass man sich die Möglichkeit dazu durch das Einknicken vor der Mehrheitsmeinung verbauen sollte. Der Philosoph muss nach Wahrheit streben, er muss wissen, dass im Falle philosophischer Fragen die Widerstände gegen neue Wahrheiten meist heftiger sind als bei einzelwissenschaftlichen, da jene Fragen identitätsrelevant sind, etwa im Fall der Ethik «Du musst dein Leben ändern» noch deutlicher ausrufen als Rilkes «Archaischer Torso Apollos», er darf sich also durch jene Widerstände nicht beirren lassen, und wenn er beim Ziehen von Konsequenzen aus sachlich plausiblen Annahmen auf verblüffende Schlussfolgerungen stösst, muss er das akzeptieren, ohne doch die Paradoxie, also, dem ursprünglichen

Wortsinn nach, den Verstoss gegen die allgemeine Meinung, als solche gewollt zu haben.

Das Ausbleiben von deutlich erkennbarem Fortschritt, wenigstens was die materialen Probleme der Philosophie betrifft, hat andererseits eine ausserordentlich positive Konsequenz: Es gibt in der Philosophie wie in der Kunst, und viel mehr als in den Einzelwissenschaften, Klassiker, die zeitlos anregen. Anders als Kunstwerke erheben philosophische Klassiker jedoch einen unmittelbaren Wahrheitsanspruch, und man ehrt ihn nur, indem man Klassiker darauf hin untersucht und sie dort kritisiert, wo sie von dem abweichen, was man als Wahrheit zu erkennen glaubt. Klassikeranbetung ist widerphilosophisch, aber die Unfähigkeit, das Qualitätsgefälle etwa zwischen Spinozas «Ethik» und fast allen heutigen Produktionen wahrzunehmen, ist ein untrügliches Zeichen dafür, dass man nicht zur Philosophie berufen ist. So ist man wohlberaten, sich auf kontraintuitive Annahmen eines Klassikers einzulassen – unsere Intuitionen sind fehlbar, und wenn ihre Revision die Philosophie anderweitig vereinfacht, mag sie sehr wohl sinnvoll sein. Zudem ist innere Schlüssigkeit ein nicht hinreichendes, aber doch notwendiges Wahrheitskriterium, und man schult die Fertigkeit, schlüssig zu denken, wenn man sich mit falschen, aber weitgehend kohärenten Systemen befasst. Philosophen, deren Aussagen man für falsch hält, wegen ihrer inneren Kohärenz zu achten, Nachbeter des Richtigen wegen ihres mangelnden Sinns für Schlüssigkeit abzuwehren, sind Kennzeichen der philosophischen Persönlichkeit. Da die Zahl möglicher philosophischer Positionen begrenzt ist, bietet eine gute Kenntnis der Tradition, wenn sie ergänzt wird um den heutigen Stand technischer Argumentation, einen viel stärkeren Zugriff auf das, was philosophisch sinnvoll ist, als das Lesen zeitgenössischer Journale, selbst derjenigen, die sich als die allerbesten gerieren, die unweigerlich durch den Horizont der Herausgeber und peer reviewer begrenzt werden, zu denen selten Autoren von Werken gehören, die man einst als Klassiker feiern wird. Gerade wer eine gewisse Selbstmassstäblichkeit anstrebt, wird in den Klassikern jene Kontrollinstanz anerkennen, die jeder braucht, der sich nicht verrennen will – eine Kontrollinstanz freilich, die nur funktioniert, wenn man findig ist hinsichtlich des von ihnen Implizierten, das gegen die eigenen Ideen gerichtet werden kann. Aber widersprechen einander die grössten philosophischen Klassiker nicht? Gewiss, und um damit fertig zu werden, bedarf es einer *philosophischen Theorie der Philosophiegeschichte*. Einzelwissenschaftler sind viel weniger auf eine analoge Theorie angewiesen, weil sie in der Regel von einem Fortschritt in der Geschichte der eigenen Disziplin ausgehen können. Es

ist aber in der Philosophie nicht möglich, Epikur als Fortschritt über Platon und zugleich Hegel als Fortschritt über Hobbes anzusehen. Wer dies einmal begriffen hat, hat eine enorme Verblüffungsresistenz gegenüber den Fortschrittsallüren zeitgenössischer Philosophen errungen: Er durchschaut prätentiose Neuerfindungen des Rades als das, was sie sind, und vermag alte Argumente gegen schon widerlegte Theorien aufzubieten, die in eleganten neuen Kleidern, aber mit derselben Widersprüchlichkeit auf den Laufsteg philosophischer Modeschauen treten.

In den Vorbehalten teils gegenüber der Tendenz zur Spezialisierung, teils gegenüber dem Glauben an den Fortschritt unterscheidet sich die Philosophie von dem Bild, das Weber von der Wissenschaft entwirft. Aber der wichtigste Differenzpunkt ist noch gar nicht ausdrücklich benannt worden, auch wenn er im Vorherigen implizite schon enthalten ist. Wenn das ethische Bedürfnis eine der Quellen der Philosophie ist, dann versteht es sich von selbst, *dass der Philosoph zu Wertfragen Stellung beziehen darf, ja, soll*. Nach Weber sind nur zweckrationale Aussagen rational und daher wissenschaftlich vertretbar – also etwa empirisch überprüfbare Aussagen der Art, a sei ein notwendiges Mittel, um b zu erreichen oder zu verhindern. Ob freilich b erstrebenswert sei, entziehe sich wissenschaftlicher Überprüfbarkeit. Damit übersieht Weber zumindest das weite Feld axiologischer Konsistenz. Unsere Normen müssen miteinander verträglich sein, ja, die Wertannahmen, aus denen sich die Rechtfertigung einzelner Normen ergibt, erzwingen andere Normen, und der Ethiker hat die Pflicht, z.B. darauf hinzuweisen, dass diejenigen, die die Präimplantationsdiagnostik ablehnen und gleichzeitig ein Recht auf Abtreibung vertreten, sich auf absurde Weise widersprechen. Denn jeder darf sich gesunde Kinder wünschen, und das einzig plausible Argument gegen eine Selektion von Embryonen kann nur sein, dass Embryonen ein Lebensrecht haben. Ein solches gilt dann aber auch gegenüber denjenigen, die aus Gründen, die nicht mit dem Lebensschutz der Mutter zu tun haben, eine Abtreibung erstreben. Aber ist es wenigstens gleichermassen rational, für Recht auf Abtreibung und Präimplantationsdiagnostik bzw. gegen beides zu sein? Auch hier muss der Philosoph darauf beharren, dass ein moralisch plausibles Abgrenzungskriterium zwischen Embryonen und Kleinkindern angegeben werde, wenigstens sofern man letzteren ein Lebensrecht zuspricht. Die Tatsache, dass der Embryo vermutlich bei einer Tötung nicht leidet, könnte auf ersten Blick ein solches sein. Aber liessen sich, bei entsprechenden Tötungstechniken, nicht auch Kleinkinder schmerzlos töten? Und ist nicht das Kleinkind mit dem Embryo identisch? (Ich spreche hier über die

moralische Frage. Die rechtliche Frage ist komplexer, weil das Leben des Embryo gegen den Willen der Mutter in der Tat nur schwer zu schützen ist.)

Wie auch immer man zu dieser Einzelfrage stehen mag: Spezifisch ethische Argumente funktionieren nach diesem Muster, und *es ist nicht einzusehen, warum ihnen Rationalität abzusprechen ist*. Sie erschliessen allgemeine Prinzipien aufgrund konkreter Intuitionen und deduzieren dann aus jenen als Prämissen weitere Folgerungen. Weber dagegen vertritt eine ganz andere metaethische Position, die zu seiner Zeit verbreitet war, der aber etwa Kants Ansatz diametral entgegengesetzt ist und zu deren Verteidigung Weber keinesfalls durch seine ausserordentlichen Kompetenzen als Soziologe qualifiziert war. Nicht nur verletzt Weber mit der Propagierung dieser Metaethik Fachgrenzen – er dürfte höchstens sagen, dass der Sozialwissenschaftler qua Sozialwissenschaftler nicht qualifiziert sei, sich zu Wertfragen zu äussern, müsste aber offenlassen, ob nicht ein ethisch ausgebildeter Sozialwissenschaftler eine derartige Wertungskompetenz in Anspruch nehmen könne. Was an seinem Vortrag besonders irritiert, ist, dass Weber ja seine Lehre vor Studenten vertritt, also als Professor eine sehr weitreichende metaethische Position verbreitet, zu der es zweifellos Alternativen gibt, die gar nicht zu Wort kommen, obwohl er gleichzeitig mit prophetischer Verve gegen die Verkündigung moralischer Lehren vom Katheder aus polemisiert. Weber könnte zwar versuchen, den Vorwurf des performativen Widerspruchs zu entkräften, indem er auf den Unterschied zwischen Ethik und Metaethik verwiese. Aber dieser Unterschied kann gar nicht so scharf sein, wie er ihn bräuchte, da Weber ja aus seiner Metaethik und der Pflicht zur intellektuellen Ehrlichkeit, deren Status völlig unklar bleibt, die konkrete moralische Norm ableitet, Wertfragen hätten in Vorlesungen nichts zu suchen. Eine Metaethik, aus der sich aber in Verbindung mit einer transzendental unvermeidlichen Voraussetzung, die zudem eigentlich zu ihr in Widerspruch steht, moralische Forderungen ergeben, ist schwerlich ethisch neutral.

Daher ist festzuhalten: Der Philosoph hat die keineswegs besonders angenehme Aufgabe, moralische Pflichten zu statuieren, wenn er durch ethische Analyse zu dem Ergebnis kommt, dass ihre Bestreitung bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung anderer Pflichten zu Widersprüchen führt. Natürlich muss er offen sein gegenüber Kritik und ernsthaft mit der Möglichkeit rechnen, in seinen Argumenten Fehler begangen zu haben. Aber diese müssen ihm konkret aufgezeigt werden. Der blosser Hinweis, z.B. eine ausgearbeitete Ethik der intergenerationellen Gerechtigkeit sei nicht

opportun, weil sie zu vieles am gegenwärtigen Verhalten der meisten Menschen als pflichtwidrig darstelle, ist dagegen kein sachliches Argument. Ob eine Philosophin ihre neuen ethischen Einsichten nur in Fachkreisen diskutiert oder sie einem breiteren Publikum mitzuteilen sucht, auch wenn letzteres ihre Beliebtheit selten erhöhen wird, ist eine persönliche Entscheidung, die von vielen Faktoren abhängt, teils dem Vorhandensein bzw. Fehlen des entsprechenden rhetorischen und didaktischen Talents, teils den konkreten Risiken, die sie läuft. Obzwar Sokrates auch deswegen zur Idealgestalt des Philosophen avanciert ist, weil er seine Lust an der Ethik mit dem Tode bezahlt hat, gibt es keine allgemeine Pflicht zum Martyrium – Platon hat sich in einer Gesellschaft, die er verachtete, äusserst geschickt zu erhalten gewusst, und angesichts der Qualität seines Werkes wird man ihm dafür zu Dank verpflichtet sein. Aber wenn es zum Begriff des sittlich Richtigen gehört, dass es allgemein verbindlich ist, dann kann der Philosoph auf eine Mitteilung seiner Einsichten, in welcher vermittelter Form auch immer, nicht verzichten. Aber heisst das nicht, dass der Philosoph damit *prophetische Funktionen* übernimmt, die ihm schlecht anstehen? Sicher ist ein Philosoph nicht besonders qualifiziert, zukünftige Ereignisse vorherzusagen, und noch weniger gebührt es sich, wenn er auf Offenbarungen Anspruch erhebt. Aber ein Zug der Prophetie von Zarathustra bis zu den letzten jüdischen Propheten, Jesus und Mohammed war die Statuierung neuer Pflichten (wenn auch meist in dem aufrichtigen, obgleich sachlich unhaltbaren Glauben, man restauriere nur alte Lehren). Ich habe keine Schwierigkeiten, zwischen diesem Zug der Prophetie und dem Amt des Sokrates, aber auch der universalistischen Revolution der Aufklärung, die in Kants und Mills Ethik gipfelt, Kontinuitäten zu erblicken, auch wenn man von einer rationalen Prophetie sprechen sollte, sofern wirklich ethische Argumente den neuen Lehren zugrunde liegen. Aber sittlicher Ernst ist den grössten Philosophen wie den bedeutendsten Propheten gleichermassen zu eigen, und das gereicht ihnen nicht zur Schande.

Dies macht es schon klar, warum die *Verzunftung der Philosophie* in hohem Masse problematisch ist. Eine Zunft der Propheten mit Gesellen- und Meisterprüfung ist unmittelbar als lächerliche Idee zu durchschauen, und auch der schon geführte Vergleich mit der Kunst lässt das Streben nach Professionalisierung in der Philosophie als fragwürdig erscheinen: Wer wollte bestreiten, dass die Entwicklung der modernen Malerei Aussenseitern wie Gauguin und van Gogh unendlich mehr verdankt als Hunderten von wohlbestallten Akademieprofessoren? Meint jemand wirklich, Tolstoj oder Thomas Mann wären

bessere Schriftsteller geworden, wenn sie einen Master in Creative Writing errungen hätten? Die Schöpfer der modernen Philosophie, Descartes, Spinoza, Leibniz, Hobbes, Locke, Berkeley, Hume, haben neben der Philosophie auch in Mathematik, Historiographie und Ökonomie Bahnbrechendes geleistet, und beruflich waren sie allerlei – Linsenschleifer, Diplomaten, Bischöfe –, aber gerade nicht Philosophieprofessoren. Auch noch im 20. Jahrhundert sind einige der grössten Philosophen von anderen Disziplinen zur Philosophie gestossen: Frege war in Mathematik promoviert und habilitiert, Husserl in Mathematik wenigstens promoviert, Wittgenstein war ausgebildeter Ingenieur, Jaspers war ursprünglich Psychiater. Sachfragen ihrer Ursprungsdisziplinen haben sie philosophisch inspiriert, während der Nur-Philosoph leicht der Gefahr erliegt, sich im Leerlauf formaler Probleme wie in einem Hamsterrad zu verlaufen. Und dennoch setzt sich immer mehr ein Modell der philosophischen Ausbildung durch, das demjenigen der Einzelwissenschaften nachgebildet ist. Dabei ist das US-amerikanische Vorbild führend. Es war eine enorme wissenssoziologische Leistung Webers, schon 1917 bzw. 1919, als die amerikanischen Universitäten noch weit davon entfernt waren, Weltgeltung errungen zu haben, sondern noch am Anfang ihrer grossartigen Karriere standen, die sie in wenigen Jahrzehnten an die vorderste Front wissenschaftlicher Produktivität katapultiert hat, die Zugkraft und Dynamik dieses alternativen Modells begriffen zu haben. Die intelligente Mischung von staatlichen und privaten Universitäten (von denen die besten non-profit-Organisationen sind), die bessere finanzielle Ausstattung, die allgemeine Konkurrenz, u.a. um die Studenten, die in ihr Studium beträchtliche Summen investieren und etwas dafür zurückhaben wollen, die Meritokratie in der Bezahlung der Professoren, die früh erfolgte Internationalisierung von Lehrkörper und Studentenschaft, die Professionalisierung der Verwaltung, die guten Wissenschaftlern selten liegt, haben alle zu dem raschen Aufstieg Amerikas beigetragen – und das Fehlen dieser Faktoren zur Stagnation, ja, dem Niedergang der europäischen Universitäten.

Aber so viele Nobelpreise dieses Modell auch in den Einzelwissenschaften errungen hat, es bleiben grosse Zweifel, ob die gerade in Amerika ausgeprägte Tendenz zu früher Spezialisierung auch für die Philosophie segensreich ist. Ja, bei Gelehrten, die ihr Leben etwa der Referenz singulärer Termini oder dem Gettierproblem (also Gegenbeispielen zu der Definition des Wissens als gerechtfertigter wahrer Meinung) gewidmet haben, alles, was darüber in den letzten Jahrzehnten publiziert wurde, auch wenn es meist Variationen desselben sind, kennen, aber nur

ganz wenige der Klassiker gelesen haben, sich für andere Wissenschaften, die drängenden politischen Probleme und die Künste nicht interessieren und selbst die philosophischen Nachbardisziplinen kaum überblicken, wird man den Eindruck nicht los, es handle sich eher um eine Karikatur dessen, was die Tradition als Philosophie hochgeschätzt hatte. Das Missverhältnis zwischen der enormen Zahl an Philosophieprofessoren mit festen Stellen in unserer Zeit und der geringen Rückwirkung der Philosophie auf den Rest der Gesellschaft, die Wissenschaften und die Künste ist auffallend – und jene Rückwirkung ist sicher eines, wenn auch nicht das einzige Erfolgskriterium der Philosophie. (Marsilio Ficino war kein sehr grosser Philosoph, aber dass er Michelangelo zu einigen seiner grossartigsten Werke inspiriert hat, wie Erwin Panofsky im letzten Kapitel seiner fesselnden «Studies in Iconology» gezeigt hat, macht ihn bis zum Ende der Geschichte lesenswert.) Zwar wird man nicht vermeiden können, den Stellenmarkt in der Philosophie demjenigen in den anderen wissenschaftlichen Disziplinen anzugleichen, wenn man verhindern will, dass die Zahl der an Philosophie Interessierten dramatisch schrumpft. Aber folgende Alternativen zu dem Weg, den die Philosophie derzeit geht, scheinen mir wichtig. Den Luxus der Spezialisierung kann man sich nur in grossen Departments leisten – in kleineren muss ein Philosoph unweigerlich mehrere Disziplinen selber abdecken, weil er das nicht an die Kollegen delegieren kann. Es spricht also erstens viel für kleinere Departments, selbst wenn die Folge davon sein sollte, dass es weniger Stellen geben wird: Aber dies wird dem Fach solange nicht schaden, als es mehr Stellen als Berufene gibt. Zudem ist zweitens darauf zu setzen, mehr philosophische Stellen innerhalb einzelwissenschaftlicher Departments zu schaffen. In einigen Disziplinen ist das schon der Fall – Rechtsphilosophie wird meist an Juristischen Fakultäten gelehrt, Medizinethik zunehmend an Medizinischen Fakultäten. M.E. würde es der Philosophie sehr förderlich sein, wenn mehr philologische Fakultäten Lehrstühle für Hermeneutik, Kunsthochschulen Lehrstühle für Ästhetik, naturwissenschaftliche Fakultäten Lehrstühle für Philosophie der Physik und Biologie und

Technische Hochschulen Lehrstühle für Technikphilosophie hätten. Die Institutionalisierung des Kontaktes mit den Einzelwissenschaften würde der Philosophie guttun – wenn zugleich Mechanismen geschaffen werden, die die Regionalphilosophen mit denjenigen in geistigen Austausch treten lassen, die die philosophischen Kerndisziplinen wie Metaphysik, Erkenntnistheorie und Ethik unterrichten. Drittens spricht viel dafür, eigene Forschungseinrichtungen zu schaffen, die sich der Philosophie widmen – denn das Talent zur Forschung und dasjenige zur Lehre gehen, wie Weber zu Recht hervorhebt, nicht immer Hand in Hand. Dass ein Land mit der philosophischen Tradition Deutschlands nur für kurze Zeit ein einziges Max-Planck-Institut für im weiteren Sinne philosophische Fragen unterhielt und nach dessen Scheitern sich um keine Alternative bemühte, hat sicher nicht zur Wiederbelebung der deutschen Philosophie beigetragen. Viertens ist nicht auszuschliessen, dass immer mehr Philosophen in der Praxis unterkommen werden, und zwar hauptsächlich als ethische Berater in Unternehmen, Verwaltung, politischen Thinktanks. Gewiss ist eine solche Stellung mit zwei Problemen verbunden – erstens hat man wenig Zeit zum Forschen über grundlegende Fragen, es sei denn, man erhält Sabbaticals, und zweitens mag die Abhängigkeit vom Arbeitgeber die Freiheit zu publizieren, was man will, empfindlich beschneiden. Zwar wird kein Mensch mit Charakter etwas schreiben, was er nicht für richtig hält, aber er wird nicht alles sagen, was er denkt, wenn er dadurch seine Stelle gefährdet sieht. Wenn er freilich nach seiner Pensionierung ein Büchlein von der Qualität des «Principe» vorlegt, wird er der Philosophie durchaus nutzen. Und fünftens brauchen wir in der Philosophie Mut zum intelligenten Dilettantismus. Rousseau und Nietzsche waren philosophisch nicht ausgebildet, Schopenhauer und Marx haben keine philosophische Karriere gemacht – ihr Einfluss auf die Philosophie überragt jedoch denjenigen Tausender Kathederphilosophen. Die Bereitschaft, Aussen-seiter zu Wort kommen zu lassen und sich von ihnen philosophisch inspirieren zu lassen, was auch immer ihr Brotberuf ist, scheint mir entscheidend, um der Berufung zur Philosophie treuzubleiben. ■

Wissenschaft und Weisheit

Reinhold Bernhardt*

«Unter all die Freuden, welche der sterbliche Mensch in diesem hinfälligen Leben durch Gottes Gabe erlangen kann, verdient nicht zuletzt sein Vermögen gezählt zu werden, durch beharrliches Studium die Perle der Wissenschaften zu erringen. Diese weist ihm den Weg zu einem guten und glücklichen Leben ...». Mit diesen Worten beginnt die Stiftungsurkunde der Universität Basel vom 12. November 1459. Die Wissenschaft soll demjenigen, der sie beharrlich betreibt, den Weg zu einem guten und glücklichen Leben weisen. Mehr noch: «Sie macht ihn darüber hinaus Gott ähnlich und führt ihn hin zur klaren Erkenntnis der Geheimnisse der Welt.»¹

Max Webers Bestimmung von Aufgabe und Ziel der «Wissenschaft als Beruf»² liest sich wie der Gegen-text dazu: «Die Wissenschaft als Weg <zu Gott>? Sie, die spezifisch gottfremde Macht?» (92) fragt er rhetorisch. All diese «früheren Illusionen», die den Sinn der Wissenschaft darin zu sehen glaubten, «Weg zum wahren Sein», «Weg zur wahren Kunst», «Weg zur wahren Natur», «Weg zum wahren Gott», «Weg zum wahren Glück» zu sein, sind für ihn versunken und sollen in dieser Versenkung bleiben (93).

Weber unterscheidet zwischen dem wissenschaftlichen, d.h. methodisch erworbenen, rational begründeten, allgemeingültigen und nachprüfaren Wissen und anderen Arten des Wissens: dem Alltagswissen, auf das der Mensch zur Bewältigung seines Lebens zurückgreift, dem religiösen Wissen, das sein Leben in einen über die empirische Wirklichkeit hinausreichenden Sinnhorizont stellt, dem praktischen Erfahrungswissen, das er sich im Laufe seines Lebens angeeignet hat, dem Traditionswissen, das ihn kulturell mit früheren Generationen verbindet, usw. Erkennen und Deuten fließen in diesen nichtwissenschaftlichen Formen des Wissens zusammen. Beim wissenschaftlichen Wissen geht es um objektive Wahrheit, deshalb muss das Moment des Deutens möglichst ausgeschlossen werden. Das Subjekt hat ganz hinter der Sache zurückzustehen. Sachlichkeit ist das oberste Gebot (84). Für diese Sachlichkeit kann und soll der Wissenschaftler

durchaus Leidenschaft entwickeln (81). Aber diese Leidenschaft darf die Sachlichkeit in keiner Weise beeinflussen.

Nennen wir die beiden Arten des Wissens mit von Weber nicht gebrauchten Begriffen «Faktenwissen» und «Orientierungswissen». Weber weiss, dass jedes Faktenwissen in einen Orientierungsrahmen eingebettet ist. Dies wird dem Wissenschaftler spätestens dann bewusst, wenn er nicht nur nach den Wissensinhalten, sondern auch nach der Bedeutung des Wissens für die Gesellschaft und nach dem Umgang mit dem Wissen fragt. Beim Faktenwissen geht es um Richtigkeit, beim Orientierungswissen um Wichtigkeit. Welches Gewicht hat ein Forschungsprojekt? An der Antwort auf diese Frage bemisst sich heute wohl noch mehr als zu Webers Zeit die Zuweisung von Fördermitteln für die Forschung. In jedem Gesuch wird sie gestellt und mit Nachdruck positiv beantwortet.

Weber sieht klar, dass die Frage nach dem, was wissenschaftlich ist, nicht auf der Ebene des Faktenwissens beantwortet werden kann, sondern diesem vor-, nach- und übergeordnet ist. Orientierungswissen lässt sich nicht wie Faktenwissen generieren und verifizieren. Es geht um Erkenntnisinteressen und

* Universität Basel, Theologische Fakultät, Nadelberg 10, 4051 Basel.

E-mail: reinhold.bernhardt@unibas.ch

theolrel.unibas.ch/kopfzeile/personen/profil/profil/person/bernhardt/



Reinhold Bernhardt, Dr. theol., Professor für Systematische Theologie/Dogmatik, Universität Basel (seit 2001). 10/2006 – 07/2008 Dekan der Theologischen Fakultät Basel. Studium der evangelischen Theologie in Mainz, Zürich und Heidelberg. Promotion an der Theologischen Fakultät in Heidelberg 1989. Von 1991 bis 1996 Studienleiter am Ökumenischen Institut und Studentenwohnheim der Universität Heidelberg. Von 1996 bis 1998 Habilitationsstipendiat der DFG. Herbst 1997 Gastdozentur an der Vanderbilt University in Nashville, TN; Habilitation an der Theologischen Fakultät in Heidelberg 1998; 1998–2000 Pfarrer in Hessen-Nassau. 2000/01 Lehrstuhl für Systematische Theologie an der Universität Osnabrück. Lehraufträge an der «Escola Superior de Teologia», São Leopoldo/RS, Brasilien, am Departement für «Theology and Religious Studies» an der Universität Glasgow und an der Theologischen Fakultät der Universität Bern.

Redaktor der «Theologischen Zeitschrift» (Basel). Herausgeber der Reihe «Beiträge zu einer Theologie der Religionen», Mitherausgeber der Reihen: «Scientia & Religio» und «Studien zur systematischen Theologie und Ethik».

Arbeitsschwerpunkte: Theologie der Religionen, Vorsehung/Handeln Gottes, Theologie und Naturwissenschaft.

¹ <http://www.unigeschichte.unibas.ch/550-jahre-im-ueberblick/die-gruendungszeit/erfolgreicher-start-1460/stiftungsbrief-pop-up.html>

² Ich zitiere den Text nach der Max Weber Gesamtausgabe, Abt. I, Bd. 17, hg. v. Wolfgang J. Mommsen und Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Birgitt Morgenbrod, Tübingen 1992, 70–111, mit Angabe der Seitenzahl in Klammern. Sperrungen bei Weber werden hier kursiv dargestellt.

Werturteile, die man rationalisieren und argumentativ begründen, nicht aber «wissenschaftlich» beweisen kann.³ Sie werden von der Wissenskultur hervorgebracht und hängen nicht zuletzt von der Entscheidung des Wissenschaftlers und der ihn umgebenden *scientific community* ab. Insofern gibt es keine «wertfreie», «voraussetzungslose» Wissenschaft.

In seinen Überlegungen zum «Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften»⁴ aus dem Jahre 1910 hatte Wilhelm Dilthey den Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaft durch die Zuordnung von zwei verschiedenen Plausibilisierungsstrategien auszuweisen versucht: Erklären und Verstehen. Bei der Erklärung von Naturphänomenen steht der Wissenschaftler seinem Gegenstand unparteilich gegenüber und fragt nach einem dahinterliegenden abstrakten «Naturgesetz», nicht aber nach einem darin liegenden Sinn. Wenn es dagegen um Erzeugnisse des menschlichen Geistes bzw. um kulturelle Schöpfungen geht, stellt sich die Frage nach dem Sinn. Und diese Frage kann nicht im Modus des Erklärens, sondern nur des Verstehens beantwortet werden. Verstehen wiederum vollzieht sich durch Einbeziehung der geistigen Gehalte in den eigenen Geist und damit auf dem Wege der Aneignung. Der Betrachter wird zum Beteiligten.

Weber setzt den Akzent hier anders als Dilthey. Er stellt Erklären und Verstehen nicht nebeneinander, sondern sieht im Verstehen den Orientierungsrahmen dessen, was erklärt werden soll. Aber dieser Orientierungsrahmen gehört selbst nicht mehr zur Wissenschaft; bestenfalls kann er *Gegenstand* wissenschaftlicher Untersuchungen werden. Wichtigkeits-, Wert- und Sinnfragen sind für Weber eine Sache der persönlichen Deutung und Urteilsbildung. Verschiedene Wertordnungen liegen hier in einem unaufhebaren Streit miteinander. Wissenschaft aber sucht nach der einen und allgemein gültigen Wahrheit. Sie darf sich deshalb nicht von diesem Götterkampf (100f) infizieren lassen.

Naturwissenschaften wie Geisteswissenschaften suchen ihren jeweiligen Gegenstand zu ergründen, aber es steht ihnen nicht zu, Werturteile über diesen Gegenstand abzugeben. Grundfragen, d.h. Fragen nach dem Grund des jeweiligen Forschungsgegenstandes, sind un- oder vorwissenschaftlich. Die Jurisprudenz beispielsweise soll nach der inneren Logik des Rechts-

systems fragen, nicht aber danach, ob es überhaupt Recht geben soll. Ob-, Warum- und Wozu-Fragen dieser Art haben in der Wissenschaft nichts zu suchen.

«Tatsachenfeststellung, Feststellung mathematischer oder logischer Sachverhalte oder der inneren Struktur von Kulturgütern einerseits, und andererseits die Beantwortung der Frage nach dem Wert der Kultur und ihrer einzelnen Inhalte und danach: wie man innerhalb der Kulturgemeinschaft und der politischen *Verbände handeln* solle, ... dies beides (sind) ganz und gar *heterogene Probleme*» (498).

Ich zweifle nicht an der von Weber konstatierten Heterogenität dieser beiden (Be-)Reiche und stimme ihm auch darin zu, dass man sie klar voneinander unterscheiden muss. *Unterscheiden* darf aber nicht *Trennen* bedeuten. Und vor allem erscheint mir die Exklusion der Wertfragen aus der Wissenschaft problematisch. Das dabei vorausgesetzte Verständnis von Wissenschaft ist zu eng und zu homogen. Gegenüber einer solchen Uniformierung erscheint es mir wichtig, Wissenschaft als eine in sich vielfältige *universitas* zu verstehen und zu betreiben.

Gewiss gehört das Nachdenken über das Menschenverständnis nicht zur medizinischen Kunst im engen Sinn. Es ist vor allem eine philosophische und theologische Frage. Doch hängt für die medizinische Kunst viel davon ab, ob man den Patienten als psychosomatische «Ganzheit» ansieht, die in eine Familiengeschichte eingebunden ist und in weltanschaulichen Vorstellungsweisen lebt, oder ob man ihn auf organische Funktionszusammenhänge reduziert, die beim Auftreten von Dysfunktionalitäten repariert werden müssen.

Im Leitbild der Basler medizinischen Fakultät heisst es: «In der Lehre vermitteln wir unseren Studierenden ein breites Wissenschaftsverständnis, eine umfassende Orientierung über das relevante Wissen, die notwendigen Fähigkeiten und Fertigkeiten für eine qualifizierte Berufsausübung und die Haltung, bei Entscheidungen ethische Reflexionen stets einzubeziehen. ... Ein besonderes Anliegen ist uns die Befähigung zum selbstständigen Wissenserwerb und zur kritischen Einschätzung des erworbenen Wissens sowie die Vermittlung der notwendigen sozialen und ökonomischen Kompetenz für eine verantwortungsvolle Berufsausübung».⁵ Der Erwerb von theoretischem Wissen, das Erlernen praktischer Fähigkeiten und die Ausbildung eines reflexiven Bewusstseins – Kopf, Hand und Herz könnte man sagen – gehören

³ Siehe dazu Webers Abhandlung über «Die «Objektivität» sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis» von 1904, in: Ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 3. Aufl., hg. v. Johannes Winckelmann, Tübingen 1968, 146–214.

⁴ *Gesammelte Schriften*, Bd. 7, hg. v. Bernhard Groethuysen, Göttingen, 8. unveränderte Auflage 1992, 79–188.

⁵ http://medizin.unibas.ch/fileadmin/MedFak/Dokumente/Fakultaet/Leitbild_Med_Fak.pdf

demnach zusammen. «Herz» ist dabei nicht im Sinne von irrationaler Emotionalität zu verstehen und aus der «rationalen» wissenschaftlichen Beschäftigung auszuschneiden (wie es Weber tun würde), sondern im Sinne einer anderen Form von Rationalität, die nach Wertigkeiten, Normen und Handlungsorientierungen fragt. Weber bestreitet nicht die Bedeutung einer solchen Reflexion (zumal für eine auf ein Praxisfeld orientierte Kunstlehre wie die Medizin); er will sie nur aus der wissenschaftlichen Forschung und Lehre heraushalten. Doch sie gehört hinein! Nicht nur in der Medizin!

Webers Verständnis von Rationalität steht in Gefahr, zum Rationalismus zu werden. Das ist eine Verengung, die der Wissenschaft nicht gut tut. Faktenwissen und Orientierungswissen gehören – wenn auch in klarer Unterschiedenheit – untrennbar zusammen. Man kann das Orientierungswissen «Weisheit» nennen. Es geht dabei ja um «philosophische», also weisheitliche Fragen. Doch sollte man diese Weisheit nicht – wie Weber es getan hat – gegen die Wissenschaft ausspielen, sondern sie ihr als Grundlagen- und Folgenreflexion zuordnen.

Der Protest der 1968er studentischen Bewegung richtete sich u. a. gegen ein Wissenschaftsideal, das selbstzwecklich nach vermeintlich «reinem» Wissen strebte und die Frage, wozu das Wissen dient und wie es mit Handlungsorientierungen zu vermitteln ist, als unwissenschaftlich diskreditierte. Demgegenüber forderte man einen Ausweis der «Relevanz». Einer kritischen Wissenschaftstheorie, die allen Wissenserwerb und alle Wissensvermittlung begleiten soll, ist es demnach aufgetragen, die Interessenbindung der Forschung aufzudecken und nach deren Bedeutung für die Gesellschaft bzw. für bestimmte gesellschaftliche Gruppen zu fragen. Wem dient das Wissen? Stabilisiert es die «herrschenden Verhältnisse» oder setzt es Impulse zu deren Umgestaltung frei? Fragen wie diese sind Fragen nach der Handlungsorientierung, in die bestimmte Wissensbestände eingebunden sind und für die sie dienstbar gemacht werden können.

Die «Dialektik der Aufklärung» war offensichtlich: Angeblich wertfreies Wissen war im 20. Jahrhundert für Handlungsstrategien nutzbar gemacht worden, die desaströse Folgen hatten. In Dürrenmatts «Die Physiker» hat diese Problematik ihre dramatische Inszenierung gefunden. Darin wird Max Webers Forderung zurückgewiesen, der Wissenschaftler möge sich von der Auseinandersetzung mit der Frage «Wie sollen wir handeln?» dispensieren. Nein, er soll sich ihr stellen und dem möglichen Missbrauch seiner Forschungsergebnisse entgegenwirken, indem er zumindest die Frage beantwortet, wie wir *nicht* han-

deln sollen. Auf diese Weise hat er gesellschaftliche Verantwortung für seine Tätigkeit zu übernehmen.

Der Grund, den Weber anführt, um seine Zurückhaltung gegenüber der Vermittlung von Werturteilen in der akademischen Lehre zu begründen, ist durchaus respektabel. Er liegt ihm zufolge in der Asymmetrie der Lehrsituation, in der die Rollen zwischen dem redenden Dozierenden und dem zuhörenden Studierenden klar verteilt sind (97). Die Aufladung der Wissensvermittlung mit Werturteilen käme einer unethischen Indoktrination der Studierenden gleich. Dabei geht er davon aus, dass die Studierenden zur *gleichen* Wertung gebracht werden sollen (98). Es ist also der Respekt vor der Freiheit zur persönlichen Urteilsbildung, der Weber in dieser Hinsicht so vorsichtig sein lässt. Er wittert Prophetie und Demagogie und stellt diese der unvoreingenommenen Wahrheitssuche gegenüber (97). Weber schreibt: «Ich erbiere mich, daß, wo immer der Mann der Wissenschaft mit seinem eigenen Werturteil kommt, das volle Verstehen der Tatsachen *aufhört*.» (98). Tatsachenfeststellung steht gegen Werturteil.

Nun fragt es sich aber, ob diese Freiheit zur persönlichen Urteilsbildung wirklich eingeschränkt wird, wenn der Dozierende nicht das Ziel verfolgt, den Studierenden eine und die gleiche Wertung «beizubringen», sondern ihnen lediglich Deuteangebote macht. Sofern diese klar unterschieden sind von den zu vermittelnden Wissensbeständen – wie der Kommentar von einer Nachricht – und sofern sie niemandem aufgedrängt, sondern als Herausforderung und Anleitung zur eigenen Urteilsbildung verstanden und übermittelt werden, tragen sie zur «Bildung» der Studierenden bei. Die Notwendigkeit der Urteilsbildung besteht sicher in den hermeneutischen Wissenschaften eher als in den Naturwissenschaften, wie etwa der Physik. Doch auch dort kommt man um Urteilsbildungen nicht herum, wenn es um die Fragen möglicher Anwendbarkeit ihrer Forschungsergebnisse geht. Auch für die naturwissenschaftliche Forschung gilt der Prüfmasstab der Humanität, auch wenn dieser Masstab oft nicht unmittelbar anwendbar ist.

Für die Geisteswissenschaft, zu denen die Theologie gehört, sind Urteilsbildungen ohnehin unverzichtbar. Nach Friedrich Schleiermacher, dem grossen evangelischen Theologen am Beginn des 19. Jahrhunderts, ist «von jedem evangelischen Theologen [...] zu verlangen, daß er im Bilden einer eignen Überzeugung begriffen sei ...».⁶

⁶ Kurze Darstellung des theologischen Studiums zum Behuf einleitender Vorlesungen (1811; zweite, wesentlich überarbeitete Auflage 1830), § 219 (Kritische Ausgabe v. Heinrich Scholz, Leipzig 1910, 83).

Es geht dabei letztlich um die Frage nach dem Bildungsverständnis. Wenn Bildung *mehr* meint als bloße Vermittlung von Faktenwissen, wenn sie sich als Persönlichkeitsbildung im umfassenden (Humboldt'schen) Sinn versteht, dann gehört auch die Bildung von Urteilskompetenz in den Katalog der zu vermittelnden Kompetenzen. Für die Theologie, wie ich sie verstehe und betreibe, spielt diese Kompetenz eine wichtige Rolle. Dabei kommt es nicht darauf an, zu welchem Urteil der Studierende kommt, wohl aber darauf, dass er auf einem reflektierten, für andere nachvollziehbaren Weg dazu gelangt und dass er bereit ist, diesen Weg kommunikativ auszuweisen.

Ich bringe durchaus auch eigene Werturteile in Bezug auf den vermittelten Stoff in die Lehre ein, deklariere sie dabei klar als meine persönlichen Überzeugungen, begründe sie als solche und stelle es den Studierenden anheim, wie sie bei ihrer eigenen Urteilsbildung damit umgehen. Meine Erfahrung dabei ist, dass die Studierenden solche Deuteangebote schätzen und sehr interessiert aufnehmen. Auch in schriftlichen Arbeiten erwarte ich eine reflektierte Urteilsbildung im Blick auf das verarbeitete Material, garantiere aber, dass nicht das gefällte Urteil selbst Gegenstand der Wertung ist, sondern nur die Plausibilität des Denkweges, auf dem es erzielt wurde.

Kehren wir von der Lehr- und Prüfungssituation zurück zum Selbstverständnis der Wissenschaft bzw. des Wissenschaftlers. Ich will auch in dieser Hinsicht einige Anmerkungen aus der Sicht meines Faches, der «Systematischen Theologie / Dogmatik», machen.

In meinem Fach unterscheidet man zwischen den inhaltlichen Fragen der Materialdogmatik und den methodischen, erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundfragen, den so genannten «Prolegomena zur Dogmatik». Diese Grundfragen betreffen immer auch das Verständnis der Dogmatik. Derjenige, der sie betreibt, sieht sich permanent vor die Frage gestellt, was er eigentlich tut, wenn er diesem Geschäft nachgeht. Wie kommt er zu seinen Erkenntnissen? Worin besteht seine Materialgrundlage? Was ist ein gültiges Urteil? Usw. Solche Fragen stellen sich nicht *vor*, sondern *während* der materialdogmatischen Arbeit. Der Dogmatiker wechselt dann die Ebene. Er tritt heraus aus der unmittelbaren Beschäftigung mit den inhaltlichen Fragen und denkt nicht mehr über diese Fragen, sondern über die Beschäftigung mit ihnen nach. Er macht also seine eigene Arbeit zum Gegenstand der Reflexion. Und diese Beschäftigung mit der Beschäftigung muss sich selbst wieder rational ausweisen. Sie ist Teil der wissenschaftlich betriebenen Theologie. Gerade

darin besteht ja Wissenschaftlichkeit, dass man nicht naiv auf seinen Forschungsgegenstand zugreift und Urteile nach Bauchgefühl fällt, sondern den Zugriff und die Urteilsbildung selbst thematisiert, analysiert und (kritisch) reflektiert. In diesem hermeneutischen Differenzbewusstsein und seiner rationalen Bearbeitung liegt die Wissenschaftlichkeit der Theologie wie jeder (Geistes-) Wissenschaft begründet.

Wie sich die Musikwissenschaft vom Musizieren, die Jurisprudenz von der praktischen Rechtsprechung und die Medizin von der angewandten Heilkunde unterscheiden, so unterscheidet sich auch die Theologie vom gelebten Glauben. Sie ist dessen Reflexionsgestalt. Und zu dieser Reflexion gehört auch die Reflexion auf die historischen und gegenwärtigen Kontexte, in denen sich dieser Glaube auf je spezifische Weise entfaltet – und die Reflexion auf sich, also auf die theologische Reflexion selbst. Zu dieser Reflexion auf sich selbst wiederum gehört der Versuch, die von Weber ausgeschiedene Frage zu beantworten, warum es überhaupt Theologie geben soll.

Es gibt darauf nicht *eine* Antwort, sondern viele. Eine davon lautet: weil das Christentum ein wichtiger Bestandteil der abendländischen Geistesgeschichte ist, der viele Kulturschöpfungen tiefgreifend geprägt hat; man versteht beispielsweise weite Teile der Kunstgeschichte nicht, wenn man diese Prägungen nicht kennt. Eine andere Antwort lautet: weil im christlichen Glauben *wertvolle* Sinnressourcen liegen, die auch für gegenwärtige Existenzbewältigungen und für das gesellschaftliche Zusammenleben von Bedeutung sind; Jürgen Habermas hat in diese Richtung argumentiert.⁷ Eine weitere Antwort lautet: weil eine Gesellschaft gut daran tut, religiösen Radikalisierungen durch die Ausbildung einer rationalen Reflexionskultur innerhalb der Religionsgemeinschaften entgegenzuwirken.

Es gibt noch eine Fülle weiterer Antworten. Doch kommt es mir hier nicht auf diese Antworten als solche an, sondern nur darauf, gegen Weber zu zeigen, dass sich eine Wissenschaft wie die Theologie durchaus die Grund-Frage nach ihrer Existenzberechtigung stellt und zu beantworten versucht. Ob- und Warum-Fragen gehören zu ihrem Selbstverständnis, das sie rational auszuweisen und zu verantworten hat.

Und was in dieser Hinsicht für die Theologie gilt, scheint mir in ähnlicher Weise auch für andere Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften, ja letztlich

⁷ Siehe besonders die Aufsatzbände: Zwischen Naturalismus und Religion (Frankfurt a.M. 2005) und Nachmetaphysisches Denken II (Frankfurt a.M. 2012).

auch für die Naturwissenschaften zu gelten, wenn und sofern sie sich auf diese wissenschaftstheoretischen Metadiskurse einlassen. Auch die Erörterung der regulativen Leitbegriffe gehört dazu. Die Erörterung der Frage, was Gerechtigkeit ist, gehört ebenso in die Jurisprudenz wie die Frage, was Gesundheit ist, in die Medizin, und die Frage, was Glaube und Religion sind, in die Theologie gehört. Und mit jeder dieser Erörterungen ist ein implizites oder explizites Werturteil verbunden: dass es besser (weil dem Menschen dienlicher) ist, gerecht als ungerecht zu handeln, besser (weil dem Menschen dienlicher), gesund als krank zu sein, besser (weil dem Menschen dienlicher), ein reflektiertes Transzendenzbewusstsein zu haben, als ganz in der Anfassungswirklichkeit aufzugehen.

Nun kann man aber in Zweifel ziehen, ob die Theologie überhaupt in diesem Sinne Wissenschaft ist und – wie ich es durchgehend vorausgesetzt habe – in die Familie der Geisteswissenschaften gehört. Gehört sie nicht vielmehr auf die von Weber grundlegend von der Wissenschaft unterschiedene Seite der Metaphysik, der Religion und der Weltanschauung und hat damit an der Universität nichts verloren? Als Theologe ist man gewohnt, mit solchen (nicht selten emotional aufgeladenen) Anfragen konfrontiert zu werden.

Weber setzt die Theologie mit dem unmittelbaren Glaubensdenken gleich. Wie dieses berufe sich auch die Theologie auf «Wunder» und «Offenbarung». Wissenschaft kenne aber weder Wunder noch Offenbarung. Ergo sei die Theologie keine Wissenschaft (98). Das heisst nach Weber nicht, dass Wissenschaft voraussetzungslos sei. Er nennt eine harte und eine weiche Voraussetzung: Die harte besteht in der «Geltung der Regeln der Logik und Methodik» (93), die weiche (weil im Sinne der «intellektualistische(n) Rationalisierung» [86] nicht mehr einlösbarer Voraussetzung) in der unterstellten Wichtigkeit des Forschungsvorhabens (93). Solche Voraussetzungen kann er noch akzeptieren, weil sie in den Rahmen des reflexiven Orientierungswissens gehören. Metaphysische, religiöse und weltanschauliche Voraussetzungen aber sind nicht akzeptabel. Es handelt sich dabei auch nicht mehr um Orientierungswissen, es handelt sich überhaupt nicht mehr um Wissen, sondern um Glauben. Glauben und Wissen aber stehen spätestens seit Kant in einem Gegensatz zueinander. Und auf dieser Linie bewegt sich auch Weber.

Weber versteht die Theologie als «intellektuelle Rationalisierung religiösen Heilsbesitzes» (106), was für ihn gleichbedeutend ist mit der apologetisch-affirmativen Demonstration des Glaubenswissens

vor dem Forum der Vernunft. Indem die Theologie den Glauben ungebrochen in den Bereich der Vernunft extrapoliert, übernimmt sie ihm zufolge die Glaubensvoraussetzungen als ihre Denkvoraussetzungen.

Es ist schwer nachvollziehbar, wie Weber, der doch in engem Kontakt mit den führenden Theologen seiner Zeit, wie etwa Ernst Troeltsch, stand, behaupten kann, dass «die Theologien» «regelmässig von der fernerer Voraussetzung aus(gehen): daß bestimmte «Offenbarungen» als heilswichtige Tatsachen – als solche also, welche eine sinnvolle Lebensführung erst ermöglichen – schlechthin zu glauben sind und daß bestimmte Zuständlichkeiten und Handlungen die Qualität der Heiligkeit besitzen ...» (107). Wen immer er dabei vor Augen gehabt haben mag – die grosse Mehrheit der akademischen Theologie heutzutage sieht ihre Aufgabe nicht darin, Glaubensvorschriften zu machen, sondern Glaubensinhalte und ihre christentumsgeschichtlichen Objektivierungen von den biblischen Quellen bis in die Gegenwart zu untersuchen. Die Exegeten aus den Fächern Altes und Neues Testament arbeiten dabei mit den für antike Texten üblichen philologischen und historischen Methoden, die Kirchen- bzw. Christentumsgeschichtler mit den auch in der Profangeschichte gebräuchlichen Verfahren, die Vertreter der Fächer Dogmatik und Ethik mit philosophischem Handwerkszeug und die Praktischen Theologen sind eng vernetzt mit der Psychologie, der Pädagogik und den empirischen Sozialwissenschaften.

Dass die Vertreter dieser Fächer vielfach gläubige Christen sind, mag der Fall sein. Keinesfalls aber stellt dieser persönliche Glaube die inhaltliche und methodische Voraussetzung für die akademische Beschäftigung mit den Inhalten und Erscheinungsformen des christlichen Glaubens dar. Auch in den nicht-theologischen Disziplinen, die an der Universität gelehrt werden, soll es ja gläubige Christen geben. Ich kann darin kein Problem sehen.

Die Grenze zur Polemik ist erreicht und überschritten, wo Weber der «positiven» Theologie vorwirft, ein «Opfer des Intellekts» zu fordern (108). Mit «positiver» Theologie ist jener Strang der Theologie gemeint, der sich stark an der biblischen Überlieferung und der Bekenntnistradition des Christentums orientiert; im Unterschied zu einer «liberalen» Kulturtheologie und einer «philosophischen» Vernunfttheologie. Doch selbst für die «positive» Theologie ist dieser Vorwurf masslos überzogen. Warum soll es nicht möglich sein, eine religiöse Tradition empathisch von innen heraus und doch mit interpretatorischer Distanz auszulegen, ohne in einen blinden

Irrationalismus zu verfallen? Mir hat jedenfalls noch nie irgendeine Autorität ein «Opfer des Intellekts zugunsten einer bedingungslosen religiösen Hingabe» (110) abverlangt und ich habe und hätte ein solches Opfer auch nie von mir aus erbracht. Nun bin ich kein «positiver» Theologe und könnte den Werberischen Vorwurf daher weiterreichen. Doch auch die mir bekannten Exemplare dieser Spezies machen auf mich nicht den Eindruck, als hätten sie ihren Intellekt an der Garderobe der Theologischen Fakultät abgegeben.

Es ist im Sinne der «intellektuellen Rechtschaffenheit» (110) nicht verwerflich, in einer grundsätzlich affirmativen Grundhaltung zum Gegenstand seiner wissenschaftlichen Beschäftigung zu stehen. Darin liegt noch kein Ausweis von Unwissenschaftlichkeit, sondern im Gegenteil eine wertzuschätzende Motivation für die Beschäftigung mit diesem Gegenstand und seine engagierte Weitergabe in der Lehre.

Es geht in der akademischen Theologie nicht um die Proklamation des religiösen Heils, von dem Weber spricht. Das ist Sache der Kirchen. Es geht auch nicht um eine apologetische und in diesem Sinne «dogmatische» Rationalisierung des christlichen Glaubens im Sinne einer «demonstratio Christiana». Es geht in der Dogmatik, wie ich sie verstehe und betreibe, zunächst um die deskriptive Bestandserhebung historischer und gegenwärtiger Lehrformen, zweitens um deren genetische und systematische Analyse und drittens dann um Überlegungen zu ihrer Beurteilung im Kontext der Gegenwart.

Gerade in einer Zeit, in der religiöse Motivationslagen und weltanschaulich begründete Werthaltungen als Faktoren gesellschaftlicher Transformationen verstärkt Aufmerksamkeit auf sich ziehen, braucht es eine Theologie, die ebenso emphatisch wie kritisch die christliche Tradition in die drei Öffentlichkeiten der Universität, der Kirche und der Gesellschaft einbringt. Gerade in multireligiösen Gesellschaften stellt die Entwicklung und Erhaltung einer solchen Reflexionskultur auch einen Beitrag zum friedlichen Zusammenleben der Religionsgemeinschaften bei. Zum Selbstverständnis der christlichen Theologie gehört nicht nur die Traditionspflege, sondern auch die Auseinandersetzung mit aktuellen gesellschaftlichen Gegebenheiten und Entwicklungen. Der Dialog der Religionen stellt heute eine solche Herausforderung dar. Nicht wenige Theologinnen und Theologen stellen sich ihr und versuchen mit ihrer Klärungsarbeit interreligiöse Brücken zu bauen.

Ob diese Theologinnen und Theologen für ihre Arbeit diese oder andere Schwerpunkte gesetzt haben – in einem werden sich die meisten einig sein: Das Bild, das Max Weber von der Theologie zeichnet, trifft weder ihr wissenschaftliches Selbstverständnis noch ihre konkrete akademische Arbeit. Es ist eine Karikatur. Wenn man wenigstens darüber lachen könnte! ■

Wissenschaft als Beruf? Das Paradox des heutigen Wissenschaftsverständnisses

Irmtraud Huber*

Wissenschaft als Beruf? Formuliert man Max Webers Thema als Frage, antworten heutzutage zahlreiche Schweizer Studierende verneinend. Zu viele, so die verbreitete Meinung in Politik, Forschungsförderung und Wissenschaft. Und in der Tat lässt sich über die letzten Jahre eine stetige Zunahme des Ausländeranteils auf Doktoratsstufe feststellen. Die Gründe hierfür sind wohl hinlänglich bekannt. Webers Rede aber regt zu einem historischen Vergleich der wissenschaftlichen Rahmenbedingungen damals und heute an, der neue Perspektiven auf die Problemlage eröffnet.

Auch anfangs des 20. Jahrhunderts, daran lässt Weber keinen Zweifel bestehen, war die wissenschaftliche Laufbahn eine prekäre, geprägt vom «Hasard», dem riskanten Zufall. Sie erforderte ein gewisses Draufgängertum, die Bereitschaft der eigenen Zukunft ungewiss entgegenzugehen, das Risiko in Kauf zu nehmen sich ungeachtet der eigenen Fähigkeiten plötzlich in einer beruflichen und akademischen Sackgasse wieder zu finden. Trotz einer weitgehenden Amerikanisierung, wie Max Weber sie bereits beschreibt, in deren Rahmen Assistenzen an die Stelle der grösstenteils selbstständigen Privatdozenturen traten, und trotz umfangreicher Bemühungen zur akademischen Nachwuchsförderung hat sich daran nichts grundlegend geändert. In der Tat hat sich der akademische Nadelöhr-Effekt aufgrund der stark ansteigenden Anzahl von Studienabschlüssen bei verhältnismässig geringer Zunahme von Professuren noch gravierend verstärkt. Die materiellen Rahmenbedingungen der akademischen Karriere bleiben geprägt durch hohe Arbeitsbelastung, niedrige Entlohnung, ungesicherte Arbeitsverhältnisse und durch weitreichende Abhängigkeit der Assistierenden im Ordinariatssystem. Ohne diese Verhältnisse an dieser Stelle weiter auszubreiten und zu lamentieren, bleibt zu konstatieren, dass sich die Zukunft aus der Perspektive von Doktorierenden und Doktorierten, (stets in befristeter Anstellung, stets unter Mobilitätswang) wie ein schmaler Pfad am Abgrund im grauen Nebel der Ungewissheit verliert.

Aber ist, so könnte man fragen, solche Risikobereitschaft, die Fähigkeit zur Selbstaufgabe ans Ungewisse nicht gerade was einen zur Wissenschaft befähigt? Ist es nicht der Kern der Wissenschaft, Fragen zu formulieren und Projekte zu verfolgen, deren Ausgang

ungewiss ist? Wer dazu nicht bereit ist, ist vielleicht in der akademischen Karriere fehl am Platz, ist nicht dazu berufen. Doch, so scheint mir, greift diese viel bemühte Devise von der Wissenschaft als Berufung, statt Beruf, zu kurz. Wenn es damals wie heute prekär war, sich der Wissenschaft zu verschreiben, warum dann verliert die wissenschaftliche Karriere zusehends an Attraktivität? Mangelt es dem heutigen Nachwuchs wirklich in erster Linie an Risikobereitschaft und Selbstaufopferungsgabe? Fehlt es der jungen Generationen, in anderen Worten, ganz einfach an dem nötigen wissenschaftlichen Geist?

Vielleicht können zwei weitere Bemerkungen aus Max Webers Rede Anhaltspunkte für eine etwas andere Perspektive liefern. Die Zufälligkeit des akademischen Erfolges, die keineswegs notwendigerweise die Fähigsten begünstigt, sei, so Weber, nicht allein unzulänglichen Auswahlverfahren, Voreingenommenheit und mangelnder Urteilskraft der Entscheidungsträger geschuldet. Ebenso beachtenswert sei das Faktum, dass es für eine erfolgreiche akademische Karriere eben nicht genüge, allein brillant zu forschen. Die akademische Aufgabe habe ein «Doppelgesicht», sie erfordere sowohl die Forschergabe als auch die Fähigkeit, Wissen lehrend zu vermitteln. Nicht jeder Gelehrte, betont Weber, sei auch ein guter Lehrer. Wenn diese doppelte Anforderung schon zu Anfang des 20. Jahrhunderts erwähnenswert war, was würde Max Weber heute sagen? Heutzutage beschränkt sich der akademische Beruf nicht

* Universität Bern, Institut für Englische Sprachen und Literaturen, Länggassstrasse 49, 3000 Bern.

E-mail: irmtraud.huber@ens.unibe.ch



Irmtraud Huber, Dr. phil. des., arbeitet seit 2008 als Assistentin für Englische Literatur an der Universität Bern. Studium der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft, Englischen Literaturwissenschaft und Theaterwissenschaft an der LMU München mit Abschluss Magister Artium, 2008. Promotion in Englischer Literaturwissenschaft zum Thema «Reconstructive Dreams: A Pragmatic Fantastic after Postmodernism», 2013. Die Dissertation wurde vom Deutschen Anglistenverband mit dem Helene-Richter Preis ausgezeichnet. Forschungsprojekte und Publikationen zu zeitgenössischer anglophoner Literatur, Authentizität, Magischer Realismus. Neuere Veröffentlichung: *The Aesthetics of Authenticity. Medial Constructions of the Real*. Eds. Wolfgang Funk/Florian Groß/Irmtraud Huber, Bielefeld 2012. Vorstandsmitglied der Mittelbauvereinigung der Universität Bern (MVUB).

mehr allein auf Lehre und Forschung. Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen müssen sich noch in ganz anderen Bereichen beweisen: in der Administration, im Projekt Management, im Fundraising, in der Medienkommunikation, in Führungspositionen und, vermehrt, in strategischer ökonomischer und politischer Positionierung. Wissenschaft hat nicht mehr nur ein Doppelgesicht, ist nicht mehr zweigesichtiger Janus, sondern vielköpfige Hydra.

Doch wer sich all diesen neuen Herausforderungen des modernen Wissenschaftlerdaseins gewachsen sieht, bringt vielleicht gerade nicht mehr die andere Fähigkeit mit, die Weber in zunehmenden Masse als Grundbedingung für Wissenschaft erachtet: die Fähigkeit zu strengster Spezialisierung, dazu, sich sozusagen bewusst und gezielt Scheuklappen aufzusetzen und das ganze Denken einer einzigen Sache zu widmen. «Single-mindedness», wie man im Englischen so treffend sagt. Wissenschaft, so Weber, setzt diese Gabe, an die Notwendigkeit und Bedeutung der eigenen Forschungsleistung leidenschaftlich und bedingungslos zu glauben, unbedingt voraus. Wer sich aber im heutigen akademischen Umfeld solche notwendigen Scheuklappen aufsetzt, der, so scheint es mir, kommt häufig nicht allzu weit. Wo Publikationszahlen zunehmend quantifiziert werden, wo Forschungsleistung nur mehr eine unter vielen zu bewältigenden Aufgaben ist, wo sich Forschungsprojekte und ganze Wissensbereiche permanentem Rechtfertigungszwang unterworfen finden und wo das Studium vermehrt zur Dienstleistung wird, ist weder Platz noch Zeit für «single-mindedness». Die heutige Wissenschaft steht unter dem Zeichen der Mobilität, der geistigen sowie der physischen. Statt Scheuklappen schätzt man Weitwinkellinsen.

Nun mag man diese Entwicklung begrüßen oder lamentieren. Sicherlich hat sie Vor- und Nachteile, die über die Jahre immer wieder kontrovers diskutiert worden sind. Was aber in diesen Diskussionen vielleicht zu wenig Beachtung fand, ist die Tatsache, dass dieser Wandel mit einem veränderten Verständnis von Wert und Aufgabe der Wissenschaft an sich einhergeht. Nur wenn man diese allmähliche Veränderung im Wissenschaftsverständnis in den Blick nimmt, kann man sich den zunehmend verhaltenen Enthusiasmus des Schweizer Nachwuchses besser erklären.

Webers Verständnis der Wissenschaft orientiert sich deutlich am Vorbild der Kunst, er verwehrt sich der unter der Jugend seiner Zeit verbreiteten Meinung, Wissenschaft sei pures «Rechenexempel», und weist auf die zentrale Bedeutung von «Rausch» und «Eingebung». Wieder und wieder zieht Weber die

Kunst und den Künstler zum Vergleich heran. So wie der Künstler, so verschreibe sich der Wissenschaftler ganz der Sache und suche sich seine Erfüllung in seiner Arbeit. Nur hat seit Webers Rede die Kunst ihre angesehene Stellung als Vorreiterin gesellschaftlicher Meinungsbildung weitgehend eingebüsst. Den Vergleich mit der Kunst scheut man in der heutigen Wissenschaft meist. Exakte Zahlen und Präzision haben den genialen Einfall als wissenschaftliches Ideal abgelöst. An die Stelle der Kunst als gesellschaftliches Vorbild ist heute die Wirtschaft getreten, die sich zur allgegenwärtigen Leitdisziplin unserer Gesellschaft aufgeschwungen hat. Nicht mehr nur die Jugend meint heute, Wissenschaft sei kaltes Rechnen, die Wissenschaft selbst versteht sich dieser Tage verbreitet als «Rechenexempel». Wissenschaftliches Selbstverständnis und wissenschaftliche Selbstbeschreibung bedienen sich häufig reflexhaft ökonomischer Begrifflichkeiten und Rechtfertigungen. Wissenschaft muss sich messen und evaluieren lassen, sie muss Output generieren, Gelder einwerben, Konkurrenten ausstechen, Netzwerke schaffen und Kosten amortisieren. Die Universitäten müssen sich international profilieren, ständig wachsen, Studierende und Forschende anlocken und umwerben. «Wissen schafft Wert» schrieb sich gerade erst die Universität Bern auf die Fahnen. Nicht zuletzt in Erinnerung an Webers Warnung, dass «der Prophet und der Demagoge nicht auf den Katheder eines Hörsaals gehören» und dass es unmöglich sei, den Konflikt verschiedener Werteordnungen «wissenschaftlich» zu lösen, kann ein solches Motto nur als in erster Linie ökonomisch gemeint verstanden werden.

Aber wenn Wert und Wesen der Wissenschaft zunehmend nach ökonomischen Gesichtspunkten beurteilt werden, ist es dann verwunderlich, wenn eine junge Generation angehender Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen zunehmend ökonomisch denkt? Wenn sie statt dem viel beschworenen Bild der Wissenschaft als Berufung, das noch deutlich dem Kunstideal verpflichtet ist, die Wissenschaft als Beruf und somit nicht grundsätzlich hehrer als andere Betätigungsfelder ansieht? Wenn sie die akademischen Arbeitsbedingungen nüchtern unter ökonomischen Gesichtspunkten betrachtet und sie für mangelhaft befindet?

Im Grunde also, so scheint es, krankt die Wissenschaft heutzutage am Auseinanderklaffen ihrer äusseren und ihrer inneren Bedingungen. Während die äusseren, materiellen Gegebenheiten, die Weber skizziert, in breiten Zügen ähnlich geblieben sind, wenn nicht ihrer Form so doch zumindest ihren Konsequenzen nach, haben die inneren Bedingungen einen grundlegenden Wandel erfahren. In ungelöstem

Widerspruch steht im modernen Akademiker das Ideal des einsamen, eigenbrötlerischen und bedingungslosen Forschergeistes, das nicht umsonst das Stereotyp des genialen Wissenschaftlers prägt, dem in der heutigen Universitätslandschaft unerlässlich gewordenen Profil des gewandten Kommunikators, Netzwerkers, Weltenbummlers und Tausendsassas gegenüber. Während die materiellen Grundbedingungen von zukünftigen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen weiterhin die Selbstaufopferung und den Idealismus einer Berufung fordern, hat die Wissenschaft im gesellschaftlichen Bild ihre Sonderstellung und Unabhängigkeit weitgehend eingebüsst und ist zur Dienstleistung geworden. Der Wert von Wissen liegt nicht mehr rein im Wissen an sich, es muss vermehrt instrumentalisierbar sein, klaren und direkten gesellschaftlichen oder ökonomischen Mehrwert entwickeln. Durch die zunehmend kompetitiven Strukturen, die unerlässlich gewordene Drittmittel-Akquise und den Qualitätssicherungsdruck muss sich Forschung mehr denn je durch ihre zu erwartenden Resultate rechtfertigen. Wird die Rhetorik der Wissenschaft derart ökonomisiert und den Forschenden kontinuierlich die gesellschaftliche Sinnfrage aufgedrängt, so wird es immer schwieriger, die Art von unbedingtem Glauben aufzubringen, den Weber vom Forscher fordert: «dass das Schicksal seiner Seele davon abhängt: ob er diese, gerade diese Konjektur an dieser Stelle dieser Handschrift richtig macht.» Wenn sich aber Wissenschaft nicht mehr als hehres und im Grunde «interesseloses» Ideal versteht (in deutlicher Anlehnung an Kantsche Ästhetik), sondern in erster Linie gesellschaftliche Dienstleistung ist, ist nicht mehr einzusehen, warum man für sie mehr Aufopferungsbereitschaft zeigen sollte als für andere Dienstleistungssparten. Nur für

ein Ideal verzichtet man auf finanzielle Sicherheit, auf klare Zukunftschancen, auf Familie, Heimat und Freizeit. Immer weniger potentielle akademische NachwuchswissenschaftlerInnen scheinen in der Wissenschaft ein solches Ideal zu sehen.

Ich glaube nicht, dass sich diese Problematik allein mit vermehrten Massnahmen zur Nachwuchsförderung lösen liesse. Auch ein nostalgischer Pessimismus scheint weder zielführend noch angebracht. Vielmehr wäre ein Dialog über das Selbstverständnis der Wissenschaft vonnöten, der der grundlegenden Paradoxie Rechnung trägt. Wissenschaftliche Exzellenz wird weitgehend in Schnelligkeit, in Mobilität, Netzwerk und Anzahl der Artikelpublikationen gemessen und trotzdem erwartet man Innovation und bahnbrechende Forschung. Nur wenig Beachtung wird Webers Mahnung gezollt, dass sich die Eingebung nicht erzwingen lasse. Immer wieder ist die Rede von der Wissenschaft als Leidenschaft und als Berufung, ohne in den Blick zu nehmen, dass Wissenschaftler ihre gesellschaftliche Gestaltungsmöglichkeiten weitgehend an Ökonomen abgegeben haben, ihnen ihre Unabhängigkeit zunehmend abhanden kommt und Leidenschaft und Berufung in anderen Branchen gleichermassen willkommen sind und sehr viel besser entlohnt werden.

Unter einer jungen Generation StudienabgängerInnen und NachwuchsforscherInnen hat die Wissenschaft ihren Sonderstatus als Berufung bereits weitgehend eingebüsst. Als Beruf jedoch sind die von ihr gebotenen materiellen Bedingungen nicht konkurrenzfähig. Die Wissenschaft täte gut daran, sich diesen Widersprüchen aktiv zu stellen. ■

Professoren und Professorinnen gewinnen: Die Berufung in historischer Perspektive

Rainer Christoph Schwinges*

Berufungsgeschichten gibt es viele; doch eine Geschichte der Berufung oder der Wahl von Professorinnen und Professoren gibt es nicht, weder im nationalen noch internationalen Rahmen¹. Dabei galt nicht erst seit heute der Wettbewerb um die besten Köpfe als eines der herausragenden Wesensmerkmale der europäischen Universitäten seit ihren ersten Anfängen im 13. Jahrhundert. Universität existiert sowieso nur, weil auch andere Universitäten existieren und damit einen Markt für ihr Personal erzeugen. Es ging immer schon darum, wenn auch auf verschiedenen Qualitätsstufen, dass die jeweils eigene

Universität durch ihr Personal in der Bildungslandschaft bestens positioniert sei, ihr Profil unverkennbar erscheine und auf diese Weise dazu beitrage, ihre Existenz zu sichern. Es ging immer schon um Wettbewerb. Auch wenn es im Augenblick nicht so aussieht: Universitäten werden nicht nur gegründet, sondern gelegentlich auch geschlossen.

Im Gegensatz zu wissenschaftsrechtlichen und wissenschaftspolitischen Studien zur aktuellen Berufungspraxis, zu Berufungsverfahren und Berufungsverhandlungen haben es historische Studien allein schon deswegen schwerer, weil der interne Vorgang der Auswahl von Kandidaten und Kandidatinnen und die Auslegung der vorgegebenen, inneren und äusseren Kriterien meistens im «Geheimen», im wie auch immer Abgesprochenen bleiben, die Quellen nicht so sprudeln, wie man es gerne hätte, jedenfalls nicht auf den ersten Blick und oftmals an Stellen, an denen man sie nicht direkt vermuten würde. Etwas «Geheimes» ist auch heute noch im Verfahren, trotz aller Satzungstransparenz und Mitsprache von Ständen und sogar sachfremden Personen in den zuständigen Kommissionen. Kommissions- und Fakultätsprotokolle sind in der Regel Ergebnisprotokolle, und die Berufungsschlüsse als Verwaltungsakte ebenso.

Doch wie der geforderte Wettbewerb um die besten Köpfe ausgetragen, vor allem gemessen und bewertet wird, entzieht sich in allen Epochen nicht selten der Nachprüfung. Ganz abgesehen davon, dass die scheinbare Transparenz, die heute durch Bewerbungsverfahren seit einem halben Jahrhundert praktiziert wird, längst schon wieder kontariert ist. Man kann wieder einzeln berufen bzw. Einzelne rufen, selbst in Eigenregie der Universitätsleitung; Leuchtturmverfahren heisst das an verschiedenen deutschen Universitäten. Ist auch das ein Griff zurück in die Geschichte – wie so Vieles in der Universität nach Bologna, die als moderner Grossbetrieb dennoch vormodern daher kommt, von den Absolutengraden baccalareus/bachelor und magister/master bis zur heute wieder üblichen Mischfinanzierung von Staat und Gönnerkranz (Drittmittel)? Wie eh und je müssen sich Professorinnen und Professoren um diesen wieder selbst kümmern, mitunter bis zur Stufe der Exzellenz, was sogar zum Berufungskriterium werden kann. Doch mit welchem Verfahren auch immer, mit Bewerbungsbestem oder Leuchtturm, ist weder früher noch heute eine

¹ Dieser Beitrag beruht auf dem Versuch einer epochenübergreifenden Darstellung des Berufungswesens im deutschsprachigen Raum: Professorinnen und Professoren gewinnen. Zur Geschichte des Berufungswesens an den Universitäten Mitteleuropas, hg. von Christian Hesse und Rainer Christoph Schwinges (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Band 12), Basel (Schwabe) 2012. Die Beispiele stammen aus der deutschen, niederländischen, österreichischen und schweizerischen Universitätsgeschichte und betreffen sowohl den Bedarf der Institutionen und ihrer rechtlichen Verfahren als auch die akademischen und sozial-kulturellen Qualifikationen der Berufenen aus verschiedenen Fachgebieten, Schulen und Zugehörigkeitskreisen von Militär und Studentenverbindungen bis zu Konfessionen und Geschlecht.

* Universität Bern, Historisches Institut,
Repertorium Academicum Germanicum (RAG),
Erlachstrasse 9a, 3012 Bern.

E-mail: rainer.schwinges@hist.unibe.ch
<http://www.rag-online.org>



Rainer Christoph Schwinges, Dr. phil., war bis zu seiner Emeritierung 2008 Ordinarius für Allgemeine Geschichte des Mittelalters an der Universität Bern und von 1997 bis 1999 Dekan der Philosophisch-historischen Fakultät. Er ist seit 2007 Leiter der Forschungsstellen in Bern (CH) und Giessen (D) des «Repertorium Academicum Germanicum (RAG): Die graduierten Gelehrten des Alten Reiches zwischen 1250 und 1550», im Programm der Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften. Studium der Geschichte, Soziologie, Philosophie und Psychologie an den Universitäten Köln, Münster und Giessen. Promotion 1974, Habilitation für mittlere und neuere Geschichte 1985. Nach Dozenturen in Siegen, Osnabrück, Bielefeld und Giessen Professur für mittelalterliche Geschichte in Bern (1989-2008). Forschungsschwerpunkte: Sozial- und Verfassungsgeschichte, Ideen- und Kulturgeschichte des hohen und späten Mittelalters, Universitäts-, Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Mitglied zahlreicher Fachgesellschaften, u.a. der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, der International Commission for the History of Universities, der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte (1995 bis 2009 Präsident), seit 2008 Präsident des Kuratoriums RAG der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften; Herausgeber u.a. der «Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte».

Bestenauslese garantiert, sondern oftmals auch jene Selektion, die auf blossem Dafürhalten beruht, oder auf die sich die Beteiligten insgesamt oder mehrheitlich mit und ohne Interventionen von allen Seiten haben einigen können. Das wissen wir alle und wir wissen auch, dass von alledem eigentlich nichts geheim bleibt; es ist nur nicht öffentlich.

Nun wird man dennoch zugeben müssen, dass die Kandidatenkür beiderlei Geschlechts in unseren Universitäten im Grossen und Ganzen erfolgreich oder wenigstens nicht allzu schlecht läuft: Auch wenn das Viele nicht tröstet, die «Wissenschaft als Beruf» ausüben wollen, aber im Sinne Max Webers aushalten müssen, dass nach objektiven oder subjektiven Kriterien weniger Geeignete an ihnen vorbeiziehen. Für diesen relativen Erfolg lassen sich trotz aller Unwägbarkeiten und Irritationen im Einzelnen ein paar solcher Kriterien und Stationen verantwortlich machen, die sich im historischen Prozess ergeben und gefestigt haben. Auch das Berufungswesen folgt dem Wandel von Universität, Wissenschaft und Gesellschaft: Der Beste um 1500 ist nicht der Beste um 1800 oder der oder die Beste um 2013, und alles natürlich nur in relativem Sinne gemeint.

Kriterien – oder vielleicht besser – gegenseitige Erwartungen der Beteiligten kann man jedoch auch unter dieser Prämisse formulieren: Zum einen haben Institutionen einen Bedarf, wie ihn Landesfürsten, Städte, Kirchen, Kantone, Länder, Staaten bzw. die Agenten ihrer Bildungspolitik und nicht zuletzt die Universitäten selbst zur Profilbildung vom Mittelalter bis heute unter Hilfestellung rechtlicher Verfahren äussern. Zum anderen bieten die zu berufenden Professorinnen und Professoren die für das Amt erforderlichen oder geforderten Qualifikationen, seien es im Laufe der Zeit veränderte wissenschaftlich-akademische oder sozial-regionale Qualifikationen oder bestimmte Zugehörigkeitsbereiche wie Konfessionen, Landsmannschaften, Studenten-Verbindungen, wissenschaftliche Schulen, Militär oder Geschlecht, und nicht zu vergessen das jeweilige Fachgebiet. Es ist nicht gesetzt, dass in allen Bereichen von Medizin und Naturwissenschaften, Sozial- und Geisteswissenschaften gleich berufen worden ist oder wird. Zum dritten sind die öffentlichen und privaten Reaktionen zu berücksichtigen, die möglichen «Berufungskulturen», das Reden über Wege und Muster des Reüssierens ebenso wie über die der Konkurrenz, der Konflikte und des Scheiterns zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten.

Im Bedenken all dieser Kriterien ist die wichtigste historische Station, die bis heute nachklingt, jene, die

mit dem Begriff «Berufungswandel» belegt ist². Dieser Wandel ist ein Kernstück der so genannten klassischen Universität, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum und bald auch darüber hinaus in Europa und Übersee modellhaft im Ganzen oder in einzelnen Strukturelementen durchzusetzen begann, und die wir gewohnt sind, mit der Chiffre «Humboldt» zu belegen³. Neben die berühmt gewordenen Prinzipien von «Einsamkeit und Freiheit», der Verbindung von Forschung und Lehre, der wissenschaftlich fundierten Bildung, der Wissenschaft als Einheitsbegriff sowie der betonten Gleichgestimmtheit und Gleichberechtigung der Wissenschaft treibenden Personen, trat der Berufungswandel gleichsam als Durchführungsinstrument der neuen Ideen hinzu und veränderte Fächer und Fakultäten von Grund auf. Entstanden ist dabei ein neuer Professorentyp, besser gesagt, er hat sich durchgesetzt oder ist durchgesetzt worden gegen viele Kräfte am jeweiligen Ort ganz unterschiedlicher Provenienz: Bloss Neu gegen Alt wäre hier eine viel zu oberflächliche Aussage. Wie immer bei Reformen in der Universität fand diese nicht überall gleichzeitig, nicht gleich verbindlich und intensiv statt, sondern mit grösster Bandbreite zwischen raschen und schleppenden Verfahren.

Was das Neue ausmachte, war das «Qualifikationsprofil» des Professors. Dass diesem nunmehr prinzipiell eine disziplinbezogene und darin leistungsbezogene Auslese aus dem gesamten deutschen Sprachgebiet zugrunde lag und sich dabei eine «Wettbewerbsgesellschaft» mit höchst fruchtbaren Herausforderungen bildete, dürfte von enormer, äusserst folgenreicher und bis heute nachhaltender Wirkung gewesen sein. Das könnte auch heute zumindest einmal im europäischen Hochschulraum eine Fortsetzung finden. Damals jedenfalls standen dem landesuniversitären Regionalismus erstmals die ganze Nation und teilweise auch die sprachverwandte Internationalität als Rekrutierungsraum gegenüber, so dass «Auswärtigkeit», das «Von-Auswärts-Kommen» für den Professor neuen Stils zu einem legitimierenden Profilmoment im Berufungsverfahren wurde. Dass dahinter zahlreiche gesellschaftliche Basisprozesse abliefen, darunter die absolut erstrangige, verkehrs- und kommunikationstechnische Innovation der Eisenbahn, die die neue Mobilität im Sprachraum erst möglich machte, sei

² Zum Begriff grundlegend Marita Baumgarten, Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte deutscher Geistes- und Naturwissenschaftler (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Band 121), Göttingen (Vandenhoeck & Rupprecht) 1997.

³ Humboldt International. Der Export des deutschen Universitätsmodells im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von Rainer C. Schwinges (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Band 3), Basel (Schwabe) 2001.

nur erwähnt, zumal Zeitgenossen des Berufungswandels selbst von «Eisenbahnprofessoren oder Eisenbahnmenschen» (Etienne Laspeyres) gesprochen haben. Auch heute bleibt dies mit diversifizierten Verkehrsmitteln im Prinzip so bestehen.

Für die klassische Universität gewann die Forschungsleistung ihrer Professoren geradezu konstitutive Bedeutung: Indem nämlich die Universität neben dem nun ganz selbstverständlich finanzierenden und immer mehr finanzierenden Staat auch durch die öffentliche Meinung und die öffentliche Überzeugung, dass die Universitäten ein wertvoller nationaler Gesamtbesitz seien, mitgetragen wurde. Die Leistungen ihrer Professoren wurden jetzt über die Gelehrten-gemeinschaft hinaus allgemein anerkannt. Offenbar steuerte der wissenschaftliche Wettbewerb dabei auch die soziale Haltung der einzelnen Universitätsmitglieder, zwang zur Überprüfung der alten Kriterien und schuf neue, so jedoch, dass – was auch immer sonst noch gelten mochte an Konfession, Herkunft und Verbindungen – die wissenschaftliche Forschungsleistung zum Standardkriterium wurde. Im Resultat kam es jedenfalls zu einer unerhörten Qualitätssteigerung des gesamten Universitätssystems, das sich nun so etwas wie einen freien Professorenmarkt auch über Staatsgrenzen hinweg leisten konnte.

Innerhalb des Kaiserreiches gingen Sachsen und Baden, ganz besonders aber Preussen voran, das allein 10 der 21 Universitäten im Reichsgebiet vor 1900 besass. Berühmt/berüchtigt ist das so genannte «System Althoff» geworden, mit dem der preussische Ministerialdirektor im Kultusministerium, Friedrich Althoff, ehemals Strassburger Rechtsprofessor, das deutsche Hochschulwesen von 1882 bis 1907 so grundlegend modernisierte, dass er sein Ziel, der deutschen Wissenschaft (als Teil nationaler Politik) Weltgeltung zu verschaffen, um die Jahrhundertwende erreichte⁴. Mittel dazu waren neben der Vermehrung staatlicher Leistungen die zentrale, wesentlich von ihm und seinen Gewährsleuten, Agenten und Referenten in den Universitäten gesteuerte Berufungspolitik und Berufungspraxis, gekoppelt mit zwei ausserordentlich wichtigen strukturellen Massnahmen, der Reform der Professorenbesoldung zum einen, und der Einrichtung einer Hochschulreferentenkonferenz zum anderen, die eine Kooperation zwischen den Universitäten institutionalisieren sollte. Althoffs Berufungssystem, sein «aufgeklärter Absolutismus», der ihm sogar von

Feinden zugestanden wurde, bestand darin, einen «Mann von Talent» (den sprichwörtlich gewordenen «guten Mann»), wozu neben der Forschungsleistung auch die überprüfte Lehrleistung gehörte, in eine «Qualitätslaufbahn» zu bringen, nicht selten gegen die Fakultäten, gegen die Verfechter tradierter korporativer Freiheiten, vom Extraordinariat zum Ordinariat, von Einsteiger-Universitäten zu End-Universitäten (wie z. B. Berlin). Hinzu trat eine Fülle individueller Förderung am Berufungs- oder Bleibeort, keineswegs nur finanzieller Art.

Das alles hat oft, aber nicht immer funktioniert, Althoff war mächtig, aber nicht allmächtig, was spätestens dann tragisch wurde, als sein System in nachfolgende Hände geriet und vermehrt bürokratisch gehandhabt wurde. Kein geringerer als Max Weber, einer der grossen Kritiker des Systems, hat das zum Ausdruck gebracht, als er 1911, drei Jahre nach dem Tod Althoffs, sich gegen den Fortbestand eines Systems aussprach, «welches in ihren Händen alle Schwächen und keine der auch von mir ausdrücklich anerkannten Stärken in sich trägt, die es in den Händen seines genialen Begründers besaß»⁵.

Nun gehörte Althoffs System, so wirkmächtig es auch für sich war, bereits dem allgemeinen um sich greifenden Berufungswandel des 19. Jahrhunderts an, und manche der neuen Ideen hatte Althoff selbst während seiner professoralen Sozialisation erlebt. In Österreich griffen die Thun-Hohensteinschen Reformen darauf zurück. Auch in die Schweiz drangen die Ideen des Wandels ein, schon mit der Reform von Basel und den Deutschschweizer Neugründungen in Zürich (1833) und Bern (1834) sowie den späteren Universitäten der Romandie, die nicht die französische, sondern die deutsche Wissenschaftsorganisation übernahmen. Es entstanden die «schweizerischen Varianten der kleindeutschen Universität»⁶. Das «Von-Aussen-Kommen», v. a. allem aus den deutschen Staaten, oft freilich in Folge der bürgerlichen Revolutionen, war für die liberalen und radikaldemokratischen Regierungen der jungen Universitätskantone ein entscheidendes Kriterium, das man gegen Traditionen und «Landeskindertum» einsetzte. Es ging jetzt um fachliche Reputation, um anerkannte Leistungen in Forschung und Lehre im internationalen Wettbewerb, gleichgültig, wer sie bot und woher sie kamen⁷. Althoffs System in dieser Hinsicht vor-

⁵ Zitiert nach vom Brocke, S. 98.

⁶ Ulrich Im Hof, Die schweizerischen Varianten der kleindeutschen Universität. Zum Problem des ausländischen Einflusses auf das schweizerische Hochschulwesen im 19. Jahrhundert, in: Festgabe Hans von Greyerz, Bern 1967, S. 593–623.

⁷ Näheres dazu bei Sebastian Brändli, Berufungsstrategien als Erfolgsfaktoren. Lehrstuhlpolitik und Berufungsverfahren an den jungen Reformuniversitäten der Deutschschweiz, S. 143–181, im Anm. 1 genannten Band.

⁴ Näheres dazu bei Bernhard vom Brocke, Berufungspolitik und Berufungspraxis im Deutschen Kaiserreich, S. 55–103, und für ein Fallbeispiel Stefan Rebenich, «Geben Sie ihm eine gute Ermahnung mit auf den Weg und den Ordinarius». Berufungspolitik und Schulbildung in der Alten Geschichte, S. 353–372, im Anm. 1 genannten Band.

wegnehmend, haben Regierungsräte bzw. Erziehungsdirektoren neben offenen Ausschreibungen schon zur Jahrhundertmitte auch Agenten an die deutschen (und gelegentlich österreichischen) Universitäten geschickt, um die wissenschaftliche Tüchtigkeit, die Lehr- und Forschungsbefähigung sowie den Leumund ausgesuchter oder empfohlener Kandidaten zu überprüfen. Dann wurden die Betreffenden angesprochen, eingeladen und eventuell berufen bzw. gewählt. Es dauerte einige Zeit, bis auch Einheimische, ausgebildet nun im Neuen, ihre Chancen wieder bekamen.

Station und Stichwort «Berufungswandel» besagen freilich auch, dass es einmal anders gewesen ist, nicht schlechter, nicht besser, sondern anders und der Vormoderne oder der vorklassischen Universität und ihrer umgebenden Gesellschaft durchaus angemessen, als Universitäten und Professoren Leistung und wissenschaftliche Qualität anders definierten. Diese früheren Verhältnisse verdienen ebenfalls und für sich genommen Aufmerksamkeit. Von den bekannten Ausnahmen in Wittenberg, Halle oder Göttingen abgesehen, funktionierten die meisten vormodernen Universitäten – natürlich im idealtypischen Sinne – als «Familienuniversitäten», die sich im hohen Masse im Besitz von «Universitätsfamilien» befanden⁸. Deren soziale Basis war in aller Regel das landesstaatliche, so oder so konfessionell gebundene Bürgertum aus Beamten- und Pfarrfamilien, das vor allem aus ratsfähigen Familien des Universitätsortes oder benachbarter Städte hervorgegangen war. Lehrstuhlvererbung vom Vater auf den Sohn oder auf entferntere Verwandte war nicht nur möglich, sondern weitgehend strukturbildend. Fakultäts- und Fächerstrukturen wurden den familiären Bedürfnissen angepasst, indem der Aufstieg von der niederen zur höheren Fakultät, innerhalb der Fakultät der Aufstieg vom schlechteren zum besseren Lehrstuhl und die Kumulation von Lehrstühlen verschiedener Fakultäten möglich war, wie man es eben vom Umgang mit den Pfründen der römischen Kirche bzw. dem nachreformatorischen, säkularisierten Kirchengut gewohnt war. Nicht selten haben Gelehrten dynastien Fächer und Wissen generationenlang dominiert, nicht selten über mehr als ein Jahrhundert hinweg, wie etwa in Tübingen die Theologenfamilien Osiander oder in Basel die Hebraistenfamilie Buxtorf. Der Professor dieses alten Stils oder alten Typs war der Gelehrte enzyklopädischer Ausbildung und ebensolcher Tätigkeit, dem ein Wissenschafts- oder Forschungsinteresse im modernen Sinne fehlte, der

freilich gar keinen Bedarf danach hatte und sich dessen wohl auch gar nicht bewusst war. Er zeigt sich als das Produkt einer sozial sehr stark determinierten Gelehrtenkultur, die folglich dem Tradieren am ehesten verpflichtet gewesen ist. Zugehörigkeit war hier das entscheidende Berufungskriterium, der Standard sozialer Nähe, der wissenschaftliche Leistung jedoch nicht ausgeschlossen hat.

Man darf sich dieses System aber nicht allzu statisch vorstellen. Planung und Verhalten der Universitätsfamilien wurden immer wieder gestört, sei es durch Kriege und Kriegsfolgen, sei es durch religiös-soziale Bewegungen, immer wieder auch durch Eingriffe der städtischen Obrigkeiten oder der Landesfürsten und ihrer Höfe, die nicht immer vom verwandten Milieu des städtischen und höfischen Beamtentums abgefedert werden konnten. Störungen gab es auch durch den Einfluss von gelehrten Autoritäten bzw. durch deren Empfehlungen, ferner natürlich durch Zufälle oder schlicht durch die Leistung eines, der nicht «dazu gehörte», eines Aussenseiters. Normalerweise heiratete jedoch der erfolgreiche Neuling in die Gelehrtenfamilie ein, wurde ein «gelehrter Schwiegersohn», so dass durchaus Bewegungen entstanden und durch «frisches Blut» verbesserte Überlebenschancen der Universitätsfamilien eintraten. Oft ging das so bis ins 19. Jahrhundert.

Auch für die ältere Vormoderne, die spätmittelalterliche Universität im Übergang zur früh-neuzeitlichen, wird man einen Berufungswandel postulieren können, spätestens dann, wenn der Berufene aus dem kirchlich-monastischen Hintergrund der Universität heraustrat, aus dem sein Vokabular (Beruf, Berufung) stammte, und, seiner Berufung folgend, statt in einen Orden mit Profess, in eine künftige Profession, eine Professorenlaufbahn eintrat. Soviel zur Etymologie von Berufung aus ihrem mittelalterlichen Umfeld.

Am Anfang stand die Kooptation⁹, das Selbstergänzungsrecht der Magister von Paris um 1200, das zunächst mit Papstes Hilfe durchgesetzt und gegenüber örtlichen Kräften immer wieder zäh verteidigt werden musste. Dies alles entsteht mit der Universität, und zugleich als ein Kompromiss, der es auch von Anfang an ermöglichte, dass der Spannungsbogen zwischen der Korporation und der Trägerschaft nicht zerbrach: Die Überprüfung gelernt-gelehrter Fähigkeiten der Kandidaten oblag den gewählten Examinatoren der Korporation, die förmliche Anerkennung der erreichten Grade und das Erteilen der

⁸ Näheres dazu bei Matthias Asche, Biographische Profile und Rekrutierungsmechanismen von Professoren an kleinen und mittelgroßen protestantischen Universitäten im Heiligen Römischen Reich 1650–1800, S. 185–245, im Anm. 1 genannten Band.

⁹ Näheres dazu bei Wolfgang E. Wagner, Wer hat im Mittelalter «gerufen»? Fürsten, Städte, Universitäten und ihre Interessen an gelehrten Personen, S. 11–30, im Anm. 1 genannten Band.

zugehörigen ubiquitären Lizenz, also wo auch immer gradgemäss zu lehren, kam äusseren, zunächst geistlichen Kräften zu. Bei fortschreitender sozialer Determiniertheit der Gesellschaft, die die Universitäten nicht aussparte, stiess das Modell der *licentia ubique docendi* freilich sehr bald an seine Grenzen. Berufungen auf technisch sozialer Ebene, Rezeptionen, so der damalige Fachbegriff, waren überall streng geregelt, und die entsprechenden Fakultätsstatuten galten prinzipiell, auch wenn sie immer wieder sozial und herrschaftlich überformt werden konnten. Wer am sichersten Professor werden wollte, blieb am besten an seiner einmal gewählten Universität sitzen oder kam bald aus erlaubtem Auswärtsstudium zurück, blieb also ein Hiesiger, der sich gemäss Lokationsordnung seiner Universität ausrechnen konnte, wann er als regierender Magister oder *ordinarie* lesender Professor zum Zuge kam, wenn nicht Obrigkeit oder Landesfürst es anders wollten. Zum 15. Jahrhundert hin verstärkte sich die Tendenz, nicht zuletzt um Einfluss und Einkommen in der eigenen Universität zu sichern, anderswo promovierte Gelehrte abzulehnen und als unerwünschte Kandidaten zu behandeln, sie zumindest aber einer erneuten Prüfung zu unterziehen, was der ursprünglichen *licentia* oder *venia docendi* widersprach. Rezeptionsvorgänge sind denn auch in den höheren Fakultäten der Jurisprudenz, der Theologie und der Medizin überschaubar geblieben. Im Konfliktfall jedenfalls konnte das Argument, ein *non hic promotus* zu sein, das Karriereende an der betreffenden Universität bedeuten. Diese Entwicklung sollte auch mitbedacht werden, wenn vom Entstehen der Gelehrtdynastien, im deutschen Sprachraum etwa seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die Rede ist, den Anfängen der späteren, frühneuzeitlichen Universitätsfamilien.

Der Berufungswandel des 19. Jahrhunderts mag zwar tradierte familiäre Strategien durchkreuzt haben, die dem neuen wissenschaftlichen Standard nicht genügten, der Wandel hatte schliesslich nachweisbar enorme Erfolge für das gesamte Universitätswesen, setzte jedoch soziale Kriterienbündel aus Herkunft und Netzwerken keineswegs ausser Kraft, um einen «guten Mann» zu kreieren. Er legte aber in der Kon-

sequenz, auch wenn es lange dauerte und der Prozess bis heute noch lange nicht abgeschlossen ist, die Basis für die «gute Frau», die Professorin in Universität und Wissenschaft. Bei der Frauenberufung kommen allerdings die sozialen Kriterien viel stärker und offener zum Vorschein als bei den Männern und erforderten einen neuerlichen Berufungswandel. Bereits in den 1950er Jahren gab es entgegen verbreiteter Klage genügend Privatdozentinnen, die man hätte berufen können¹⁰, nur waren sie nicht so in die männlich dominierten Netzwerke eingebunden, dass ihre wissenschaftlichen Leistungen überhaupt ausreichend wahrgenommen wurden, und wenn doch, blieben ihnen signifikant häufiger die rangniedrigeren Professuren oder die wegen des «Auswärts-Prinzips» verpönten Hausberufungen. Frauen teilten hier das Schicksal aller, die die Interaktion von Leistungs- und sozialen Faktoren aushalten mussten. Soziale Ungleichheit betraf nicht nur das Geschlecht, sondern auch den Sozialstand und die Konfession. Für männliche Katholiken und Juden war es lange fast ebenso schwer, leistungsadäquat berufen zu werden wie für Personen, die nicht aus dem Bildungsbürgertum stammten. Während diese Faktoren allmählich im Laufe des 20. Jahrhunderts in den Hintergrund traten, scheint Geschlecht noch immer die «hartnäckigste Kategorie sozialer Ungleichheit» (S. Paletschek) zu sein. Die immer wieder diskutierten Quotenregelungen sind historisch gesehen allerdings alles andere als neu. Sie waren bereits «Begleitmusik» des Berufungswandels im ausgehenden 19. Jahrhundert, etwa zugunsten katholischer Privatdozenten oder zugunsten von Landeskindern, gerade auch in der Schweiz, um nach den ersten Jahrzehnten des Einklinkens in den grossräumigen Wettbewerb Gegensteuer gegen tatsächliche oder empfundene «Überfremdung» zu geben. Das Problem bleibt bestehen. Vielleicht sollte es neben den notwendigen strukturellen Massnahmen ab und zu auch einen «Althoff» geben. ■

¹⁰ Näheres dazu bei Sylvia Paletschek, *Berufung und Geschlecht. Berufungswandel an bundesrepublikanischen Universitäten im 20. Jahrhundert*, S. 307–349, im Anm. 1 genannten Band.

Emotionalität und Orientierungswissen im Beruf des Wissenschaftlers – was heute anders ist als zu den Zeiten Max Webers

Nikolaus Beck* und Peter Seele**

Wenn man Wissenschaftler fragt, warum sie Wissenschaftler wurden und keinen anderen Beruf ergriffen haben, dann wird in den Antworten häufig etwas von der Lust, etwas Neues zu entdecken, von der tiefen Befriedigung die man bei der Lösung von Problemen empfindet, oder von der Faszination des Erkenntnisgewinns zu hören sein. Vielleicht kann der Befragte gar keine konkrete Antwort geben, aber von der Begeisterung für das wissenschaftliche Arbeiten wird sicherlich in der einen oder anderen Art die Rede sein. Nun, das ist zunächst nicht sonderlich verwunderlich. Die Bekundung der Begeisterung für den jeweils gewählten Beruf ist etwas, was man mehr oder weniger von allen Berufstätigen, die einen gewissen Grad an Ausbildung genossen haben, erwartet. Ob Erzieherin, Lehrer oder KfZ-Mechaniker – von allen erwarten oder erhoffen wir zumindest, dass sie zu ihrem Beruf nicht widerwillig oder zufällig gefunden, sondern ihn bewusst gewählt haben und er sie mit Freude erfüllt. Dennoch – es gibt einen gewissen Unterschied zwischen der Freude an der Ausübung eines «normalen» Berufs und der Begeisterung für die Wissenschaft, der diese Begeisterung zu etwas Besonderem, in den Augen vieler Menschen sogar zu etwas ziemlich Seltsamen macht. Dieser Unterschied hat zunächst einmal – und ganz natürlich – etwas mit der spezifischen Tätigkeit des Wissenschaftlers zu tun. Wissenschaftler definieren sich selbst ganz wesentlich über ihre Forschungstätigkeit – und Forschung ist etwas, was den meisten anderen Berufen einfach fehlt. Lehrer müssen sich an Lehrpläne halten, Erzieherinnen handeln bei der Betreuung und Förderung von Kindern nach den Regeln und Leitsätzen, die sie in ihrer Ausbildung vermittelt bekommen haben, und KfZ-Mechaniker müssen sich bei der Reparatur von Automobilen nach der Konstruktion des Fahrzeugs richten und wenden dabei ebenfalls ihre erlernten Kenntnisse an. Sicherlich, in jedem Beruf gibt es die Möglichkeit und oftmals auch die Notwendigkeit zu improvisieren, eigene Ideen einzubringen und hiermit wenigstens zu einem gewissen Grad innovativ tätig zu werden. Doch allein Wissenschaftler sind dazu *verpflichtet*, neues Wissen zu produzieren. Daher kommt ja auch ihre Berufsbezeichnung. Dies ist natürlich nicht nur an Universitäten oder sonstigen öffentlichen Forschungseinrichtungen so, sondern ebenso in Forschungsabteilungen von Unternehmen oder privaten Forschungsinstituten. Und in der Tat: es klingt doch unmittelbar äusserst reiz-

voll, etwas Neuartiges, bisher Unbekanntes zu entdecken und die Welt darauf aufmerksam zu machen. Forscher werden in Spielfilmen sehr häufig als geniale Erfinder gezeichnet, die zwar einigermassen oder sogar extrem schrullig sind, aber eben auch bahnbrechende Dinge entwickeln, die das Potential haben, unser Leben in Windeseile grundlegend zu ändern. Hierfür Begeisterung zu empfinden, erscheint nun wirklich als nichts Aussergewöhnliches. Eigentlich sollte sich von so einem Beruf doch so ziemlich jeder angezogen fühlen, vorausgesetzt er bringt die notwendige Genialität (und Schrulligkeit) dafür mit. Das Besondere an der Begeisterung für die Wissenschaft ist aber, dass der Wissenszuwachs, den ein einzelner Wissenschaftler leistet oder zu leisten im Stande ist, in den allermeisten Fällen wirklich nur minimal ist, von der Öffentlichkeit überhaupt nicht wahrgenommen wird und selbst innerhalb der eigenen, hochspezialisierten «scientific community» oft nur von einer Handvoll Kollegen beachtet, geschätzt,

* Universität der italienischen Schweiz, Via Buffi 13, 6904 Lugano.

E-mail: nikolaus.beck@usi.ch

<http://www.eco.usi.ch/en/personal-info?id=1446>



Nikolaus Beck, Dr. rer. pol., ist ausserordentlicher Professor für Organisation an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Lugano. Studium der Soziologie, Politologie und Philosophie an den Universitäten Erlangen-Nürnberg und Aberdeen. Magister Artium 1994 an der Universität Erlangen-Nürnberg. Promotion 2000 an der Universität Mannheim in Wirtschaftswissenschaften, Habilitation 2007 an der Universität Erfurt (Venia Legendi für Betriebswirtschaftslehre). 2006-2007 Professor für Qualitätsmanagement an der Akademie für Mode und Design in Hamburg. Best Paper Award 2006 des Verbandes der Hochschullehrer für Betriebswirtschaft. Forschungsprojekte und Publikationen zu: Organisationales Lernen, organisationaler Wandel, organisatorische Identitäts- und Authentizitätsforschung, Neo-institutionalismus und Populationsökologie. Mitglied im Vorstand der Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden.

** Universität der italienischen Schweiz, Via Buffi 13, 6904 Lugano.

E-mail: peter.seele@usi.ch

<http://search.usi.ch/people/3008796/Seele-Peter>



Peter Seele hat in Wirtschaftswissenschaften (Witten-Herdecke) und in Philosophie (Düsseldorf) promoviert und arbeitet derzeit als Assistenzprofessor für «Corporate Social Responsibility & Business Ethics» an der Universität der italienischen Schweiz in Lugano. Ferner ist er Gründungsmitglied und Chairman von EBEN-Switzerland, dem Schweizerischen Netzwerk Wirtschaftsethik.

kritisiert oder gelobt wird. Für bahnbrechende technische Erfindungen braucht es das Zusammenspiel von vielen kleinen Forschungsleistungen, für die erst mal die Grundlagen (meist an einer Universität) geschaffen werden müssen und dann sehr häufig in grossen Unternehmen ausgeführt werden. In ganz seltenen Fällen hört man einmal etwas von der Einzelleistung eines Wissenschaftlers, ohne die eine revolutionäre Innovation nicht möglich gewesen wäre, so wie z.B. die Entwicklung des Internets, das durch Pioniere wie Vint Cerf, Bob Kahn und Tim Berners-Lee vorangetrieben wurde. Und natürlich sind wir uns alle der Bedeutung der Entdeckungen von Otto Hahn, Konrad Röntgen, Alexander Fleming, Louis Pasteur oder Robert Koch bewusst. Doch diese Entdeckungen sind grandiose Ausnahmen. Das «Tagesgeschäft» des Wissenschaftlers ist weit weniger spektakulär, was natürlich in noch stärkerem Ausmass für die Geistes- und Sozialwissenschaften gilt. Und dennoch, den Wissenschaftler, so wie ihn sich Max Weber vorstellt, zeichnet gerade etwas aus, was für Nicht-Akademiker oftmals nur schwer nachvollziehbar ist: dass er für eine gelungene wissenschaftliche Leistung Begeisterung entwickeln kann, ja sogar eine tiefe Befriedung zu fühlen im Stande ist, mag diese Leistung auch noch so spezifisch sein und mag sie auch noch so wenig allgemeine Beachtung hervorrufen.

*«Und wer also nicht die Fähigkeit besitzt, sich einmal sozusagen Scheuklappen anzuziehen und sich hineinzusteigern in die Vorstellung, dass das Schicksal seiner Seele davon abhängt: ob er diese, gerade diese Konjektur an dieser Stelle dieser Handschrift richtig macht, der bleibe der Wissenschaft nur ja fern. Niemals wird er in sich das durchmachen, was man das <Erlebnis> der Wissenschaft nennen kann. Ohne diesen seltsamen, von jedem Draussenstehenden belächelten Rausch, diese Leidenschaft, dieses: <Jahrtausende mussten vergehen, ehe du ins Leben tratest, und andere Jahrtausende warten schweigend>: – darauf, ob dir diese Konjektur gelingt, hat einer den Beruf zur Wissenschaft **nicht** und tue etwas anderes.»* (Wissenschaft als Beruf, Berlin: Duncker & Humblot, 11. Aufl., 2011, 12; Hervorhebung im Original).

Mit diesem Zitat meint Weber im Übrigen also nicht, dass ein Wissenschaftler diesen Rausch suchen soll. Ganz im Gegenteil: er ist überzeugt davon, dass sich das wahre «Erlebnis der Wissenschaft» eben nur dann einstellt, wenn ein Wissenschaftler ausschliesslich der Sache dient – also völlig unabhängig von einem sich eventuell einstellenden Glücksgefühl in seiner hochspezialisierten Forschungstätigkeit voran geht. Der «Rausch» stellt sich dann von ganz alleine ein, vorausgesetzt es handelt sich beim Forschenden

um eine wirklich zur Wissenschaft berufene Person. Geradezu angewidert scheint Weber von solchen Professoren zu sein, die sich aus Ihrer Tätigkeit eine besondere «Persönlichkeit» basteln und diese dann auch noch stolz zur Schau tragen.

Weber, Vertreter des Postulats, sich im Hörsaal strikt der Fällung von «Werturteilen» zu enthalten, hat selbst starke persönliche Wertungen vertreten. Doch hiervon soll im Folgenden nicht die Rede sein. Vielmehr möchten wir die Aufmerksamkeit zurück auf das «Erlebnis der Wissenschaft» lenken. Wahrscheinlich können sich die meisten Wissenschaftler sehr gut daran erinnern, wann sie zum ersten Mal diese echte Aufregung gespürt haben: Ob ein Experiment gelingt, das man monatelang vorbereitet hat. Ob eine Hypothese in einer statistischen Untersuchung unterstützt wird, nachdem man über Jahre Befragungsdaten gesammelt hat, und diese danach über Wochen aufbereiten musste. Ob man aus dem Werk eines philosophischen Klassikers einen neuen, bisher unbekannten Aspekt herausdestillieren kann, nachdem man auch noch die letzte handschriftliche Notiz dieses Autors gelesen hat. Und natürlich erinnern wir uns an dieses unvergleichliche Glücksgefühl, wenn uns diese Dinge gelungen sind, und an die grosse Enttäuschung, wenn nicht. Diese tiefen Emotionen treten in den Anfangsjahren eines Wissenschaftlers wahrscheinlich häufiger auf als später. Wie überall im Leben, so wirken sich auch in der Wissenschaft Routine und die Kumulation von Erfahrungen auf die unmittelbare Entwicklung von Affekten aus: Mit der Zeit lernt man die Bedeutung seiner eigenen wissenschaftlichen Leistung realistischer einzuschätzen. Man wird vorsichtiger und sich selbst gegenüber auch skeptischer, wenn einem auf den ersten Blick etwas gelungen ist – man wird sozusagen sein eigener «advocatus diaboli». Umgekehrt verfällt man im Falle des Misslingens auch nicht mehr gleich in Depressionen, da man gelernt hat, wie man eine Forschungsleistung noch «retten» (nicht: verfälschen!) kann, oder sie zumindest als interessant «verkaufen», d.h. publizieren kann. Dieser, im Zeitverlauf eintretende Rückgang der Emotionalität beim wissenschaftlichen Arbeiten muss nichts unbedingt Negatives sein. Im Gegenteil: er kann durchaus der Qualität der Forschungsleistungen dienlich sein.

Während die gerade beschriebene Entwicklung einen gewissen «Alterseffekt» darstellt, also eine Veränderung, die im Lebenslauf einzelner Personen in gleicher oder ähnlicher Art und Weise vonstatten geht, so hat das wissenschaftliche Arbeiten seit den Zeiten Max Webers auch einen bedeutsamen Periodeneffekt erlebt, also eine Entwicklung, die ausserhalb einzelner Personen im Ablauf der Kalenderzeit

stattfindet und die sich (relativ) unabhängig vom Alter einzelner Personen auf deren Leben und «Erleben» auswirkt. Es ist dies die Entwicklung weg von der Emotionalität des Forschens hin zur Emotionalität des Publizierens. Denn wenn wir uns fragen, wann wir *zum letzten Mal* ein tiefes Glücksgefühl bei unserer Arbeit empfunden haben, so werden nicht wenige von uns sagen: «Als ein Aufsatz von mir von einem A+ Journal akzeptiert wurde». Und in der Tat, eine Forschungsarbeit in einer führenden internationalen Zeitschrift veröffentlichen zu können, ist wahrlich eine Leistung, auf die man stolz sein kann und die einen zurecht glücklich macht! Die Ablehnungsrate in diesen Zeitschriften ist viel höher als in nationalen Journalen oder internationalen Journalen mit niedrigerer Reputation. Die Gutachten der «Reviewer» sind normalerweise wesentlich ausführlicher und es ist deutlich schwieriger, ihre Verbesserungsvorschläge sowie die des Herausgebers einzuarbeiten – wenn man denn überhaupt dazu aufgefordert wird und der Aufsatz nicht gleich in der ersten Begutachtungsrunde abgelehnt wird. Und manchmal schafft es ein Aufsatz gar nicht in die erste Runde – er wird vom Herausgeber gleich nach Einreichung und ohne weitere Begutachtung abgelehnt. Nicht wenige Wissenschaftler kokettieren deshalb schon allein damit, dass sie von einer Top-Zeitschrift ein «Revise and Resubmit» bekommen haben, eine Aufforderung, einen Aufsatz nach Überarbeitung erneut einzureichen. Bei internationalen Top-Zeitschriften sind meist auch mehr Begutachtungsrunden notwendig, bis ein Aufsatz endgültig angenommen wird. In den Wirtschaftswissenschaften gilt es deshalb schon als «blitzschnell», wenn es von der Ersteinreichung eines Aufsatzes bis zu seiner Veröffentlichung «nur» zwei Jahre dauert. Sicherlich, auch in den Top-Zeitschriften mag die Qualität der veröffentlichten Aufsätze variieren, und manchmal fragt man sich schon, warum ausgerechnet jener Aufsatz von dieser Zeitschrift angenommen wurde (und der eigene nicht). Aber im Grossen und Ganzen ist die Qualität der Veröffentlichungen in den führenden Zeitschriften auch führend.

In jüngerer Zeit ist es immer mehr zu einer beruflichen Notwendigkeit für Wissenschaftler geworden, in diesen renommierten Zeitschriften zu veröffentlichen. Allerdings ist diese Notwendigkeit in den einzelnen Fächern unterschiedlich ausgeprägt. In Deutschland, v.a. in den Wirtschaftswissenschaften, ist in jüngster Zeit die Bedeutung von Rankings für die wissenschaftliche Karriere diskutiert worden. Bei einem Wissenschaftlerranking (wie dem vom Handelsblatt) werden nicht nur die Topveröffentlichungen berücksichtigt, sondern alle Veröffentlichungen werden gewichtet, wobei A+ Veröffentlichungen

natürlich das höchste Gewicht bekommen¹. So oder so: immer häufiger hängt der Erfolg einer wissenschaftlichen Karriere davon ab, ob man in den Top-Zeitschriften vertreten ist. Dementsprechend sind Wissenschaftler dazu aufgefordert, sich dem harten internationalen Wettbewerb zu stellen. Eine akademische Karriere zu machen, indem man sich gegenseitig die Sammelbände oder Festschriften vollschreibt und ansonsten von diversen Netzwerkkontakten profitiert, wird in immer mehr Disziplinen immer weniger möglich. Und das ist gut so! Allerdings wird es auch immer bedeutsamer, *wie oft* man in Spitzenzeitschriften veröffentlicht. Neben durchaus harten persönlichen Konsequenzen des Systems von «up or out», wie man es ausserhalb der Universität insbesondere von den Unternehmensberatungen kennt, bringt eine Fixierung auf die Anzahl von Spitzenveröffentlichungen noch weitere problematische Folgen mit sich: und zwar für die akademische Atmosphäre innerhalb von Universitäten. Denn es interessieren sich offensichtlich immer weniger Personen dafür, was jemand tatsächlich geschrieben hat. Wenn Berufungs- oder Beförderungskommissionen nur noch auf das Renommee der Zeitschriften achten, in denen ein Kandidat veröffentlicht hat, gerät der eigentliche Inhalt der Forschungsleistungen in den Hintergrund. Und das haben diese Forschungsleistungen oftmals nicht verdient. Umgekehrt werden Leistungen eines Kandidaten, der nun weniger häufig in Spitzenjournalen veröffentlicht hat, automatisch als weniger wichtig oder interessant gewertet – und auch dies haben diese Forschungsleistungen oftmals nicht verdient. Wie gesagt, in der Mehrheit der Fälle sind die Veröffentlichungen in Spitzenjournalen schon von höherer Qualität. Das heisst aber nicht, dass in B-Journals keine interessanten und wichtigen Studien zu finden sind. Sie sind halt oftmals theoretisch nicht ganz so exakt begründet oder methodisch etwas weniger elaboriert, die Ergebnisse sind aber häufig ebenso bedeutsam oder interessant wie die in den Top-Zeitschriften. Die zweite problematische Konsequenz ist der bereits angesprochene Verlust (oder zumindest: Rückgang) der Emotionalität des Forschens. Wenn man nur noch ein Gefühl der Befriedigung erleben kann, wenn man eine Studie gut, d.h. «hoch» veröffentlicht hat, dann geht damit einfach auch eine Verarmung des akademischen Lebens einher. Spätestens wenn Doktoranden sich gar nicht mehr darüber freuen können, wenn ihnen zum ersten Mal eine besondere wissenschaftliche Leistung gelungen ist, weil sie nicht wissen, ob sie diese auch in einer bedeutenden Zeitschrift ver-

¹ Zur Debatte um das Handelsblattranking siehe : <http://handelsblatt-ranking.wordpress.com/> sowie Kieser (2010) <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/forschung-und-lehre/akademische-rankings-die-tonnenideologie-der-forschung-1997844.html>

öffentlichen können, muss man konstatieren, dass etwas im Argen liegt. Der «Rausch der Wissenschaft», wie ihn Weber beschrieben hat, ist dann mit Sicherheit verloren gegangen. Im Übrigen: für die «Draussenstehenden» erscheint – zumindest nach unserer Erfahrung – diese Konzentration auf hochrangige Veröffentlichungen als noch schrulliger als das Glücksgefühl, das man durch eine hochspezialisierte Forschungsleistung empfindet.

Hier ist nicht der Ort, um ein Patentrezept anzubieten, wie man diesen kulturellen Verlust aufhalten kann. Nur eines erscheint uns sicher: es ist gut und richtig, dass Wissenschaftler dazu angehalten werden, Ehrgeiz zu entwickeln und alle Anstrengungen zu unternehmen, ihre Studien so «hoch» wie möglich zu veröffentlichen. Gleichzeitig müssen Berufungskommissionen und andere akademische Personen, die über die Qualität eines Wissenschaftlers zu urteilen haben, sich eben auch im ganz wesentlichen Masse mit dem Inhalt der Veröffentlichungen eines Kandidaten beschäftigen. Ein reines Abzählen der A+ Veröffentlichungen ist einer akademischen Einrichtung einfach nicht würdig!

Wir wollen hier noch einen weiteren «Periodeneffekt», den die Wissenschaft seit den Zeiten Max Webers erlebt hat, ansprechen: es ist dies die zunehmende Bedeutung der Spezialisierung. Interessanterweise hat Weber, der selbst wohl als einer der grössten Generalisten in den Sozialwissenschaften gelten kann, selbst schon auf die zunehmende Wichtigkeit der spezialisierten Forschungsleistung hingewiesen. Spezialisierung ist für ihn gerade eine wesentliche Voraussetzung für die eben beschriebene Emotionalität des Forschens: «Nur durch strenge Spezialisierung kann der wissenschaftliche Arbeiter tatsächlich das Vollgefühl, einmal und vielleicht nie wieder im Leben, sich zu eigen machen: hier habe ich etwas geleistet, was **dauern** wird.» (a.a.O., 12). Für wissenschaftliche Karrieren ist es also schon seit langem die nützlichste Strategie, eine Expertise in einem spezifischen Fachgebiet aufzubauen und innerhalb dieser Gruppe zu brillieren. (Gleichzeitig ist diese Strategie auch äusserst riskant – nämlich dann, wenn es mit der wissenschaftlichen Karriere nicht klappt). Hat sich also überhaupt etwas verändert? Wir glauben: ja. Lange Zeit ziemte es sich nämlich für einen Wissenschaftler zwar spezialisiert zu forschen, aber dennoch über ein wesentlich breiteres Wissen (auch: Allgemeinwissen) zu verfügen. In den strukturierten Doktorandenstudiengängen, die inzwischen in fast allen Ländern die Regel sind, wird Nachwuchswissenschaftlern eindringlich empfohlen, sich möglichst stark auf eine bestimmte Theorie oder ein bestimmtes, sehr enges Forschungsfeld zu konzentrieren, so

dass für die Aneignung oder den Austausch von breiterem Wissen kein Raum (und oft auch keine Zeit) mehr bleibt. Nun kann man sich natürlich fragen, wo denn die Nachteile einer Spezialisierung liegen, wenn der Nutzen auf der Hand liegt.. Nun, mit dem in der Umgangssprache üblichen Begriff des «Fachidioten» wird bereits auf den kulturellen Verlust aufmerksam gemacht, der für das akademische Leben entsteht, wenn Wissenschaftler nicht mehr in der Lage sind, über den Tellerrand ihres eigenen Forschungsgebietes, geschweige denn über den ihres eigenen Fachs hinauszublicken. Fällt es also schwer bzw. ist es gar unmöglich, Nachteile der Spezialisierung hinsichtlich der Professionalität in der Wissenschaft aufzuzeigen, so erscheint diese Frage in einem anderen, kulturellen und ethischen Kontext umso dringlicher. Der Fachidiot, den wir im Folgenden lieber den «Inselbegabten» nennen möchten, ist ausserhalb seines Fachs oder seiner Insel nicht beschlagen. Man könnte sagen, ihm fehlt das «bigger picture», jener Bereich, der über Bildung und nicht nur Ausbildung zugänglich ist und den wir mit dem Begriff des Historikers Jörn Rüsen als «Orientierungswissen» verstanden wissen wollen. Dabei geht es um die Verortung des Fachwissens im gesellschaftlichen, historischen und normativen Kontext des menschlichen Miteinanders, welcher auch die Fragen der Verantwortung des eigenen wissenschaftlichen Schaffens im «bigger picture» anspricht. Dies betrifft zunächst die «normalen» Studenten in Bachelor- und Masterstudiengängen. Um die sozialen, ökonomischen und geschichtlichen Zusammenhänge zu erkennen, in die das eigene berufliche Handeln nach einem Studium eingebettet ist, braucht es eben Kenntnisse, die weit über das jeweils studierte Fach hinausgehen. Ebenso ist eine Berücksichtigung ethischer Aspekte im jeweiligen Berufsleben leichter möglich – und auch wahrscheinlicher –, wenn man genügend Wissen mitbringt, das es erlaubt, die eigene berufliche Tätigkeit kritisch zu hinterfragen. Wer z.B. über die Entwicklung und Bedeutung der Menschenrechte Bescheid weiss, wird leichter die Produktionsbedingungen in einem Dritte-Welt-Land in Frage stellen, die den Preis der eigenen Produkte schön niedrig halten, als jemand, der sich nie mit diesen Themen auseinander gesetzt hat. Natürlich kann man sich im universitären Studium nicht alles Wissen aneignen – das kann sowieso niemand. Aber man wird leichter sensibilisiert, Probleme zu erkennen und nach Lösungen zu suchen, die ausserhalb der berufsspezifischen Wissensbasis liegen, wenn man gewohnt ist, sein Denken und Handeln von ganz unterschiedlichen Wissensfeldern beeinflussen zu lassen. Wir argumentieren deshalb für eine Einbettung des Fachstudiums in den Bildungskontext des Generellen im Rahmen der professionellen Spezialisierung von Studenten. Das uni-

versitätsspezifische Programm dafür gibt es seit der Gründung der Universitäten und es trägt den Namen *Studium Generale*. Nun geht es nicht um einen Rückgang zu einem mittelalterlichen Studium der «sieben Künste» (*artes liberales*). Die heutige und adäquate, wenn auch gleichwohl in Frage gestellte Form ist die der Kontextstudien (auch Komplementärstudium). Im Grunde geht es um einen ähnlichen Gedanken, wie er der Tradition der amerikanischen Liberal Arts entspringt. Während das amerikanische Programm der Liberal Arts auf College-Ebene verortet ist, ist das *Studium Generale* eine Parallele zum Fachstudium.² In der Schweiz gibt es diese Form einzig in St. Gallen, wo jeder Studierende einen fixen Prozentsatz von 20% seiner Lehrveranstaltungen an der eigens für dieses Kontextstudium geschaffenen Fakultät besucht. Allerdings bleibt zu ergänzen, dass an unserer Universität in Lugano ein optionaler Kurs im Sinne des *Studium Generale* mit Bezug zur nachhaltigen Entwicklung angeboten wird unter dem Titel «Studium Sustainable».

Man könnte also mit Blick auf die Wissenschaft als Beruf dieses Modell der Bildungskontexteinbettung nun auch auf die Wissenschaftler und die Frage der Spezialisierung anwenden. Wäre es nicht eine Überlegung wert, wenn Wissenschaftler als Experten in ihrem Fach zugleich auch Anstrengungen unternehmen, die Inseln und Länder jenseits der eigenen Insel und die Täler und Berge jenseits des eigenen Tals zu kennen? Dies aber nicht nur, damit man auf der Feier zum 75. Geburtstags seines Doktorvaters eine launige Rede halten kann, in der man gezwungenermassen (auch) andere als fachspezifische Themen erwähnen muss – die anwesenden Ehepartner, Freunde und Verwandte wollen schliesslich auch etwas zu lachen haben. Nein, auch Wissenschaftler sollten sich der Einbettung ihrer Disziplin und ihrer Verantwortung im gesellschaftlichen Kontext bewusst sein. Um Studenten für ethische oder andere Fragen ausserhalb des studierten Fachs sensibilisieren zu können, müssen Wissenschaftler als Lehrende selbst Kenntnisse besitzen, die über die Grenzen des Fachs hinausgehen. Aber abgesehen von dieser gesellschaftlichen Verantwortung: es lockert die Lehre einfach auch auf, wenn man beispielsweise Parallelen zwischen der Kompositionstechnik einer Fuge und den Prinzipien der betrieblichen Planung herstellen kann. Und schliesslich kann auch die Expertise im eigenen

Fach von dieser verbreiterten Wissensbasis profitieren: Wissenschaftler stellen Hypothesen auf, die sie dann auf unterschiedliche Art und Weise testen. Diese Hypothesen haben in den allermeisten Fällen einen neuartigen Charakter, denn eine Forschungsleistung soll ja etwas Neues liefern. Allerdings werden Hypothesen meist durch Rekombination von bereits bestehenden Theorien gebildet. Man fügt also Wissensfelder, die bisher relativ separiert voneinander existierten, zusammen und schöpft daraus eine innovative Idee. Je breiter nun die eigenen Kenntnisse oder zumindest das eigene Interesse an der Erkundung anderer Inseln, Täler und Berge der Wissenslandschaft ist, desto grösser ist auch die Wahrscheinlichkeit, besonders innovative Theorien entwickeln zu können. Wir glauben, dass hierfür das Leben und Werk Max Webers als geradezu paradigmatisch angesehen werden können!

Ein Modell, das zumindest versucht, in der Ausbildung von Wissenschaftlern diesen intellektuellen Fluchtpunkt in einem anderen oder zumindest zweiten Horizont zu verankern, ist der sogenannte Akademiediskurs, wie er an der privaten Universität Witten/Herdecke praktiziert wird bzw. wurde, wie man leider sagen muss. Dort war es jedem Doktoranden und Habilitanden vorgeschrieben, neben der Verteidigung oder dem Vortrag zur Erlangung der *Venia Legendi* einen sogenannten «Akademiediskurs» zu bestreiten. Dieser verlangte von dem zu Absolvierenden einen Vortrag zu einem fachfremden Gebiet. Der Vortrag musste von einem Professor oder einer Professorin des dortigen Studium Fundamentale betreut werden. Schliesslich musste der Vortrag mit «bestanden» beurteilt werden. Erst wenn man auch den Akademiediskurs über- und damit bestanden hatte, bekam man den akademischen Titel. So war zumindest auf einer minimalen Ebene sichergestellt, dass die akademisch Beschlagenen und potentiell zukünftigen Wissenschaftler neben ihrem Fachgebiet ein anderes Gebiet aus diesem sogenannten Orientierungswissen vortragen und im Diskurs verteidigen konnten. Dieser Akademiediskurs kann als Ausdruck des Gedankens verstanden werden, den wir hier zur Wissenschaft als Beruf beitragen möchten: Der Wertschätzung von Bildung in der (formal) höchsten Form von Bildung an den Universitäten durch die Torwächter an diesen Schwellen, dem Professorium. Man könnte dem Vorschlag der Fachspezialisierung innerhalb eines intellektuellen Horizonts von Orientierungswissen allerdings entgegenhalten, dass dieser Aufwand, sich in Bildung ausserhalb der eigenen Fachspezialisierung zu bewegen, Zeit kostet, die man nicht innerhalb der eigenen Karriere verbringen kann. Wir könnten also Bildungs-Trittbrettfahrer (der englische Ausdruck «free-rider» trifft es wohl

² Eine Studie zu den existierenden Studium Generale/Fundamentale/Universale Programmen in Deutschland, Österreich und der Schweiz ist veröffentlicht unter Seele, Peter; Seele, Katrin (2012): Standalone, Curricular Infusion or Generic Skills in Business Ethics Education? An Overview of Extracurricular «Studium Generale» Programs in Austria, Germany, and Switzerland. In: Journal of Business Ethics Education. No 9, 145–164.

besser) feststellen, die dadurch einen Wettbewerbsvorteil erlangen können, dass sie ihre Fachkarriere zu 100% befeuern, während gleichzeitig die Kollegen im Sinne dieser Bildungsträumerei von Orientierungswissen in Geschichte, Philosophie, Literatur und Musik ergriffen sind. Aber ist das nicht genau der zweifelhafte Zugang zu Wissenschaft als Beruf, der sich in dem oben beschriebenen Fokus auf den

rein quantitativen Wissenschaftsoutput in hochrangigen Fachzeitschriften ausdrückt? Wir sind jedenfalls fest davon überzeugt, dass die Wissenschaft als Beruf im Sinne Max Webers nur davon profitieren kann, wenn es zu einer Wiederbelebung der Emotionalität des Forschens sowie einer Einbettung des Fachwissens in einen breiteren Wissenszusammenhang kommt. ■

Wissenschaft als Beruf: Max Webers Beitrag zu einer Theorie professionellen Handelns

Martin Schmeiser*

Im Folgenden wird eine Theorie professionellen Handelns am Beispiel von Webers Auslassungen zum Professorenhandeln dargestellt, ausgehend von dem bekannten Vortrag «Wissenschaft als Beruf» und zahlreichen Gelegenheitsbeiträgen, die Max Weber in Tageszeitungen über universitäre Angelegenheiten veröffentlicht hat. Meine Ausgangsthese ist, dass sich in Webers Thematisierungen des Professorenhandelns eine reichhaltige professionstheoretische Perspektive finden lässt, die den gängigen Ansätzen der Analyse von Professionen, der Professionalisierung und des professionellen Handelns überlegen ist. In einem ersten Schritt werden kurz die in der heutigen Professionssoziologie gängigen Ansätze dargestellt. Im Anschluss daran ist darzulegen, wie sich die Weber-Interpretation bisher zu Max Webers Auslassungen über Wissenschaft als Beruf geäußert hat. Dann ist im Hauptteil konkret zu zeigen, dass bei Weber ein reichhaltiger, multiperspektivischer Ansatz der Analyse des Professorenhandelns vorliegt. Zuletzt sind einige Schlussfolgerungen zu ziehen.

1. Soziologische Ansätze der Analyse von Professionen, der Professionalisierung und des professionellen Handelns

Die Professionssoziologie ist eine angelsächsische Erfindung. Ihre Blütezeit hatte sie in den Vereinigten Staaten in den 1950er und 1960er Jahren. Vorgänger der damals entstehenden Professionssoziologie waren die Anfänge der amerikanischen Berufssoziologie an der Universität von Chicago (Robert E. Park und Everett Ch. Hughes) in den 1920er Jahren, sodann Talcott Parsons Arbeiten zur Professionssoziologie an der Harvard University ab Ende der 1930er Jahre, und schliesslich seit 1950 die Forschungen von William J. Goode und Robert K. Merton an der Columbia-University.

Wenn wir heute von Professionen sprechen, dann meinen wir damit «akademische» bzw. «freie» Berufe. Professionen werden dabei als spezifische Formen beruflichen Handelns begriffen, die sich von herkömmlichen Erwerbstätigkeiten und Berufen unterscheiden. Profession meint also eine besondere Sorte von Beruf, und dabei wird in den meisten Definitionen zunächst darauf abgehoben, dass die Ausübung einer professionellen Tätigkeit eine spezialisierte, wissenschaftlich fundierte Ausbildung voraussetzt. Neben dem wissenschaftlich fundierten Fachwissen

wird ferner darauf hingewiesen, dass Professionen eine herausgehobene oder exklusive Berechtigung der Berufsausübung haben, d.h. Professionen beanspruchen ein Funktions- und Angebotsmonopol. Drittens geht man davon aus, dass in den oft lange währenden Ausbildungsprozeduren der Professionellen auch eine Berufsethik vermittelt wird, und dass die Professionellen ihr Wissen uneigennützig im Dienste des Allgemeinwohls und ohne Ansehen der Person einsetzen. Viertens wird darauf hingewiesen, dass die Professionen eine Freiheit von Fremdkontrollen durch die Laien oder den Staat beanspruchen, wobei die organisierte Berufsgruppe bzw. der Berufsverband sowohl den Zugang zum Beruf kontrollieren wie auch die Tätigkeit der Berufsangehörigen. Die Berufsausübung selbst, die Qualität der Arbeit und Fehlverhalten werden also überwiegend korporativ kontrolliert. Schliesslich lässt sich als fünftes Merkmal noch erwähnen, dass Professionen mit Blick auf ihre Sachkompetenz und hinsichtlich ihrer Gemeinwohlorientierung eine besondere wirtschaftliche Entlohnung und ein hohes soziales Prestige beanspruchen.¹ Insoweit in der amerikanischen Professionssoziologie Ärzte und Rechtsanwälte lange Zeit Prototypen der Betrachtung waren, könnte man als weiteres Merkmal noch hinzufügen, dass die Berufstätigkeit in wirtschaftlicher Selbständigkeit ausgeübt wird. Davon möchte ich im Folgenden jedoch absehen, da zum einen die Zahl der angestellten Akademiker sehr gross ist, zum anderen gerade für Europa das Beamtenmodell für die akademischen Berufe eine grosse Rolle spielte, und nicht zuletzt auch die deutschen Professoren Beamte sind.

Ausgehend von dieser Zusammenstellung der Charakteristika einer Profession lässt sich bereits an-

¹ Vgl. zu diesen Merkmalen die Definitionen bei McClelland (1985: 237), Siegrist (1988: 14), Lundgreen (1992: 657).

E-mail: martin.schmeiser@soz.unibe.ch



Martin Schmeiser, Dr. rer. soc., Studium der Soziologie, Psychologie und Erziehungswissenschaft an der Universität Tübingen, Promotion 1994 (Tübingen) und Habilitation 2002 (Bern), 1995 bis 2008 Assistent, Oberassistent und Projektleiter am Institut für Soziologie der Universität Bern, Lehrbeauftragter an den Universitäten Halle, Tübingen, Zürich, Sankt Gallen und Fribourg. 2012 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bereich Alter der Stadt Bern. Forschung und Publikationen zu Ungleichheit und sozialer Mobilität.

geben, wie der erste Ansatz der Untersuchung von Professionen aussieht. Dieser Ansatz lässt sich als Merkmalskatalogverfahren oder – etwas abwertender – als Checklisten-Soziologie² bezeichnen: Ausgehend von einer Zusammenstellung einer Reihe von Charakteristika, die eine Profession ausmachen, misst man mit diesem Merkmalskatalog an einem ausgewählten Beruf, inwieweit die erwähnten Charakteristika bei diesem Beruf schon herausgebildet sind. Je nach Resultat gelangt man dann zu dem Schluss, ob der Beruf eine Profession ist oder nicht, bzw. welchen Punkt er im Professionalisierungsprozess erreicht hat.³

Es lässt sich argumentieren, dass mit diesem Vorgehen nach Merkmalskatalogen überhaupt kein theoretischer Ansatz vorliegt, da es sich lediglich um Klassifizierungs- und Kategorisierungsversuche handelt. Aber solche soziographischen Arbeiten müssen nicht per se wertlos sein. Je weiter der historische Horizont ist, mit dem solche Arbeiten geschrieben sind, desto brauchbarer sind sie.

Wenn man die Merkmalskataloge nimmt und dazu übergeht, sich zu überlegen, wie einzelne Charakteristika zueinander in Beziehung stehen, gelangt man über das soziographische Vorgehen hinaus und formuliert analytisch gehaltvollere Perspektiven aus. Eine solche Perspektive stellt der strukturtheoretische Ansatz in der Professionssoziologie dar. In ihm steht die Idee der Selbstkontrolle im Mittelpunkt. Die professionelle Autonomie in der Berufsausübung, die Freiheit von einer sozialen Kontrolle durch Laien und bürokratische Organisationen wird hier mit dem besonderen Charakter des professionellen Handelns in Verbindung gebracht. Man geht davon aus, dass Tätigkeiten, in denen ein kompliziertes Fachwissen angewendet wird, schwierige Probleme der sozialen Kontrolle aufwerfen. Der Klient kann nicht oder nur schwer zwischen guter und schlechter Arbeit unterscheiden, und das nicht einfach nur deshalb, weil er gegenüber dem Experten ein Laie ist und ein Wissensgefälle besteht, sondern vor allem deshalb, weil sich der Erfolg einer professionellen Dienstleistung schwer voraussagen lässt. Zudem gilt, dass für einen Klienten, Mandanten oder Patienten als dem Abnehmer der Leistung viel auf dem Spiel steht, etwa bei einer Erkrankung oder im Falle einer anstehenden Rechtsstreitigkeit.⁴

² So spricht Waddington (1999: 677) vom «checklist approach».

³ Vgl. als Beispiele für solch eine Vorgehensweise etwa Barber (1963) und Goode (1961). Eine Liste der am häufigsten benutzten Merkmale findet sich bei Hesse (1972: 46–49). Vgl. dort auch die weiteren Ausführungen zu diesem Ansatz und zahlreiche Verweise auf andere Arbeiten (Hesse 1972: 60ff.).

⁴ Dieser Absatz nach Rüchemeyer (1973: 250f.) und Ders. (1980: 315).

In der strukturtheoretischen Perspektive geht man von einer besonderen Handlungsproblematik der Professionen aus. Professionen sind hier besondere Dienstleistungsberufe, wobei Qualität und Bewertung dieser Dienstleistungen nicht durch den Markt oder formale Bürokratien erfolgen kann. In Amerika war es Talcott Parsons' Arbeit über «Struktur und Funktion der modernen Medizin», die diese Denkrichtung begründete. Parsons verwendet grosse Mühe darauf zu zeigen, dass eine erkrankte Person nicht einfach als Kunde eine Dienstleistung nachfragt, wenn sie den Arzt aufsucht. Eine Erkrankung beinhaltet vielmehr eine Situation des Leidens, der Hilflosigkeit oder der Lebensgefahr, die mit einem spezifischen emotionalen Engagement des Patienten einhergeht. Gerade dieses emotionale Engagement, die Tatsache, dass einiges auf dem Spiel steht, erzeugt aber eine Situation, die beim Patienten «einen hohen Grad von Rationalität im Urteil besonders erschwert.»⁵ Und aus diesem Grund ist es auch nicht üblich, dass ein Arzt Familienangehörige behandelt. Der Arzt ist nun nicht nur mit dem affektiven Engagement des Patienten konfrontiert, sondern vor allem auch damit, dass ärztliches Handeln einen «sehr bedeutenden Bereich der Ungewissheit» aufweist. Dieser würde dadurch entstehen, dass oft «keine genaue Scheidungslinie» zwischen «spontanen Heilungskräften» und der «Wirkung des ärztlichen Eingriffs» zu ziehen sei. Obwohl ein starkes emotionales Interesse am einem positiven Ausgang der Behandlung bestehe, sei die Ausgangslage oft die, dass ein «Erfolg unmöglich oder ungewiss» ist.⁶ Hinsichtlich des Sachverhalts, dass die Berufsgruppe Fehlverhalten und Kunstfehler selbst beurteilt, weist Parsons unter anderem darauf hin, dass zwar eine äussere bürokratische Kontrolle dazu führen würde, dass mehr Missstände aufgedeckt werden würden, zugleich sei damit aber die ärztliche Handlungsqualität insgesamt bedroht, da die Ärzte bei bürokratischer Kontrolle dazu neigen würden, «riskante, wenn auch wohlerprobte Behandlungsmethoden» zu meiden.⁷

Die wichtigste Fortentwicklung dieses strukturtheoretischen Ansatzes findet sich im deutschsprachigen Raum bei Ulrich Oevermann. Zentrales Anliegen seiner theoretischen Bemühungen ist, nicht einfach klassifikatorisch den Professionalisierungsgrad einer Profession festzustellen, sondern zunächst zu klären, ob sich bei einem beruflichen Handeln überhaupt von einer «Professionalisierungsbedürftigkeit» ausgehen lässt.⁸ Professionalisierte Dienst-

⁵ Parsons (1951: 25).

⁶ Alle Zitate nach Parsons (1951: 28f.).

⁷ Parsons (1951: 47).

⁸ Vgl. Oevermann (2000: 61f.) und Ders. (1996: 135ff.).

leistungen versteht er dabei als Formen der stellvertretenden Krisenbewältigung durch wissenschaftlich methodisierte Expertise. Für ihn sind drei Bereiche zentral, in denen es zu einer Delegation der Krisenbewältigung kommen kann: Erstens der Bereich der Aufrechterhaltung und Gewährleistung der leiblichen und psychosozialen Integrität (Gesundheit), ferner der Bereich der Gewährleistung von Gerechtigkeit, und schliesslich drittens die methodische Sicherung dessen, was Wahrheit ist.⁹ Mit dem Fokus Wahrheit schliesst Oevermann auch das wissenschaftliche Handeln in sein Modell ein, obwohl die Wissenschaft keinen konkreten Klienten wie ein Arzt oder Rechtsanwalt hat. Für ihn hat die Wissenschaft aber einen abstrakten Klienten, und dies ist «die ganze Gesellschaft einschliesslich ihrer noch ungewissen Zukunft.»¹⁰ Auch ich gehe im Folgenden vom Professorenberuf als einer Profession aus. Wenn man als wichtigstes Charakteristikum einer Profession die wissenschaftliche Ausbildung betrachtet, muss sogar vom Professorenberuf als einer Schlüsselprofession gesprochen werden. Schliesslich sind es ja die Hochschullehrer, welche die künftigen «Professionals» ausbilden, indem sie sie mit der Logik wissenschaftlichen Handelns in Berührung bringen.

Das dritte und letzte Konzept der Analyse von Professionen stellt die machtorientierte Perspektive dar. In dieser Perspektive sind Professionen Berufe, denen es gelungen ist, sich Autonomie und ein Monopol auf bestimmte Dienstleistungen zu sichern. Die Existenz professioneller Selbstkontrolle, die Autonomie der Professionen, und das Prestige und Einkommen werden hier als materielle und immaterielle Privilegien betrachtet – alle diese Charakteristika gelten als ein Ausdruck der Machtressourcen der jeweiligen Berufsgruppe. Will man die spezifische Sichtweise der Machttheoretiker in einem Motto zusammenfassen, so könnte man auf George Bernard Shaws Formulierung zurückgreifen: «Die Professions sind eine Verschwörung gegen die Laien.»¹¹ Gemeinwohlorientierung, Dienstideal und die Idee der Selbstkontrolle stehen hier unter dem ideologiekritischen Verdacht, lediglich Rechtfertigungen eines lukrativen Berufsmonopols zu sein. Die machttheoretische Perspektive konzentriert sich auf berufsständische Ansprüche. Es wird von Monopolstellungen für bestimmte Dienstleistungen ausgegangen, ähnlich wie man eine Berufsorganisation primär als ein Instrument monopolistischer Preiskontrolle sehen kann.¹²

2. «Wissenschaft als Beruf» und die Weber-Interpretation

Die Arbeit mit Merkmalskatalogen, die strukturalistische Perspektive der Explikation der Logik professionalisierten Handelns, und der machttheoretische Zugang stellen die gängigen Konzepte in der Soziologie der Professionen dar. Um zu zeigen, wie Max Webers Ansatz der Analyse professionellen Handelns am Beispiel von Wissenschaft als Beruf aussieht, muss ich zuvor noch darauf eingehen, was der Stand der Weber-Interpretation in dieser Angelegenheit ist: Webers Vortrag «Wissenschaft als Beruf» ist eine ebenso vielgelesene Arbeit wie der Folgevortrag über «Politik als Beruf.» Beide Vorträge existieren in zahllosen Auflagen und preiswerten Ausgaben. Im sozialwissenschaftlichen Lehrbetrieb hat der Vortrag oft eine propädeutische Funktion. Er stellt eine Art berufsethischer «Katechismus» für angehende Soziologen und Wissenschaftler dar. Gelesen wird der Vortrag dann, wenn man am Thema der «Rationalisierung» und «Entzauberung» der Welt durch die Wissenschaft interessiert ist, oder dann, wenn man sich Gedanken über die Problematik einer verantwortungsethisch fundierten Intellektualität macht.¹³ Beide Rezeptionsgesichtspunkte legen es nicht nahe, den Vortrag unter der Perspektive zu rekonstruieren, welche Vorgaben er für eine professionstheoretische Betrachtung des Professorenhandelns enthält.

Hinzukommt, dass es nahezu unbekannt ist, dass sich Max Weber ab dem Jahr 1908 in mehr als dreissig Diskussionsbeiträgen und Zeitungsartikeln zur Eigenart, Problematik und Zukunft des Professorenberufs im späten Wilhelminischen Deutschland geäussert hat. Zwar hat der in Chicago lehrende Soziologie Edward Shils die vor allem damals in der «Frankfurter Zeitung» erschienenen Beiträge Webers gesammelt und 1973 in englischer Übersetzung in der Zeitschrift «Minerva» veröffentlicht, diese Sammlung von Max Webers hochschulpolitischen Äusserungen geriet jedoch bald wieder in Vergessenheit. Auch ist die Arbeit an der Max-Weber-Gesamtausgabe noch nicht so weit gediehen, dass die hochschulpolitischen Äusserungen bereits in Buchform vorlägen. Bisher erschienen erst die beiden Vorträge Wissenschaft- und Politik als Beruf als eigenständiger Band der Gesamtausgabe (MWG I/17).

⁹ Oevermann (1996: 88).

¹⁰ Oevermann (1996: 105).

¹¹ Zu diesem Abschnitt Rüchemeyer (1980: 316f.).

¹² Vgl. als Beispiele für diese Perspektive Freidson (1970), Sarfatti Larson (1979), oder – am Beispiel der Betriebswirte – Franz (1998).

¹³ Für die Herausgeber von «Wissenschaft als Beruf» und «Politik als Beruf» in der Max-Weber-Gesamtausgabe, sind beide Vorträge «philosophische» Texte, mit denen der einzelne zu Tatsachenerkenntnis und Selbstbestimmung hingeführt und zugleich für verantwortungsvolle Arbeit im Dienste einer überpersönlichen Sache gewonnen werden soll» (Mommmsen/Schluchter 1992: 1).

Während erst vor kurzem bezüglich des Vortrags «Politik als Beruf» der Vorschlag gemacht wurde, auf seiner Grundlage Max Webers Theorie der Professionalisierung zu rekonstruieren,¹⁴ existiert eine professionssoziologische Rekonstruktion von «Wissenschaft als Beruf» bisher noch nicht. Das heisst aber nicht, dass es der Weber-Interpretation insgesamt entgangen ist, dass sich in Max Webers Gesamtwerk Ansätze für eine professionssoziologische Perspektive finden. So hat etwa der Bielefelder Historiker Hans-Ulrich Wehler darauf hingewiesen, dass die Entwicklungsfähigkeit zahlreicher Weberscher Ansätze für eine historische Professionalisierungstheorie «(b)ei weitem nicht ausgeschöpft» ist.¹⁵ Unter den Soziologen hat bereits sehr früh der Amerikaner George Ritzer gezeigt, dass es Weber versteht, «that a profession must be viewed from the structural, processual, and power perspectives.»¹⁶ Ritzer legt vor allem an den rechtssoziologischen und religionssoziologischen Passagen von «Wirtschaft und Gesellschaft» dar, dass sich bei Weber sowohl eine strukturtheoretische Perspektive findet, der es um die Spezifik professionellen Handelns geht, eine prozessorientierte Perspektive, wie sie beim Merkmalskatalogverfahren bei der Untersuchung von Professionalisierungsprozessen verwandt wird, und schliesslich eine machttheoretische Sichtweise. In Deutschland hat der Soziologe Constans Seyfarth diese These aufgegriffen. Während Ritzer bemüht ist, sämtliche in der modernen Soziologie der Professionen entwickelten Konzepte bei Weber wiederzufinden, geht Seyfarth bei der Nachzeichnung von Webers implizit bleibendem Ansatz behutsamer und differenzierter vor. Seine Grundthese, an die ich im Folgenden anknüpfen möchte, lautet, dass bei Weber eine «multiperspektivische» Berufsanalytik vorliegt, die «in mancher Hinsicht an Reichhaltigkeit der gegenwärtigen Professionalisierungstheorie überlegen ist.»¹⁷

3. Max Webers Ansatz der Analyse des Professorenhandelns

Wie ist Webers Theorie professionellen Handelns in «Wissenschaft als Beruf» näher zu charakterisieren? Wir finden bei ihm keine ausgearbeitete Theorie professionellen Handelns, sondern eine implizit bleibende Perspektive. Von daher darf es auch nicht verwundern, dass in Webers gesamtem Werk der Begriff Profession überhaupt nicht vorkommt. Der der ame-

rikanischen Literatur entlehnte Terminus «learned professions» oder «professions» taucht im ganzen Werk Max Webers, die Briefe einmal ausgenommen, meines Wissens viermal beiläufig auf.¹⁸ Dieser Befund ist auch nicht weiter verwunderlich, denn der Professionsbegriff hat sich im deutschsprachigen Raum erst über die Rezeption der angelsächsischen Soziologie in den 1950er Jahren verbreitet.

Wenn Weber also das Phänomen thematisiert, dann spricht er von akademischen Berufen. Bei den Anwälten, Ärzten und Künstlern spricht er einmal von den «mit bevorzugten Fähigkeiten oder bevorzugter Schulung ausgestatteten <freie(n) Berufe(n)>»,¹⁹ oder es heisst, dass die «ständische Gliederung mit den ständischen Chancen und Erziehungsformen» für viele Gestaltungen der Berufe wichtig ist.²⁰ Wenn Weber die historische Entstehung der akademischen Berufe anvisiert, dann spricht er aber auch von «individuellen Berufen», und er sagt, dass im Zuge der sozialhistorischen Rationalisierungs- und Disziplinierungsprozesse die Bedeutung «des individuell differenzierten Handelns zunehmend» eingeschränkt wird.²¹

Es geht hier nicht darum, alle Belegstellen aufzuführen, die sich bei Weber finden, wenn er auf die akademischen Berufe zu sprechen kommt. Aufschlussreich ist aber, und dieser Punkt ist für meine Argumentation zentral, dass sich bereits in diesen Typisierungen in nuce Webers multiperspektivischer Zugriff zeigt. Weber weist nicht nur darauf hin, dass man auf die «ständischen Chancen» achten müsse, es finden sich zugleich auch Strukturtypisierungen des beruflichen Handelns, wie etwa die Rede vom «individuell differenzierten Handeln» zeigt.

Zeigt sich schon in diesen beiläufigen Charakterisierungen auf der mikroskopischen Ebene eine perspektivische Vielfältigkeit, so bestätigt sich dieser Befund ein weiteres Mal, wenn man die äussere Argumentationsfolge betrachtet, die Max Webers Vortrag «Wissenschaft als Beruf» bestimmt. Sein Vortrag beginnt zunächst mit der Bemerkung: «Ich soll nach Ihrem Wunsch über <Wissenschaft als Beruf> sprechen. Nun ist es eine gewisse Pedanterie von uns Nationalökonom, an der ich festhalten möchte: daß wir stets von den äusseren Verhältnissen ausgehen, hier also von der Frage: Wie gestaltet sich Wissenschaft als Beruf im materiellen Sinne des Wortes?»²² Weber spricht dann in seinem Vortrag auf knapp zehn

¹⁴ Borchert (2001: 16): «Reconstructing Weber's Theory of Professionalization».

¹⁵ Wehler (1986: 197). Entsprechend ausführlich wird in Wehlers deutscher Gesellschaftsgeschichte auch die Entwicklung der akademischen Berufe abgehandelt. Vgl. Ders. (1989: 174–240) und (1995: 111–140; 712–772).

¹⁶ Ritzer (1975: 627).

¹⁷ Seyfarth (1989: 375). Vgl. auch bereits Ders. (1981).

¹⁸ Weber (1918: 496); Weber (1921a: 76 Anm., 98 und 115).

¹⁹ Weber (1922: 178).

²⁰ Weber (1922: 80).

²¹ Weber (1922: 80 und 687).

²² Weber (1917a: 71).

Seiten über den «äusseren» Beruf der Wissenschaft, und fährt dann mit einer idealtypischen Explikation der Struktur wissenschaftlichen Handelns in Forschung und Lehre fort, die er mit der Formulierung beginnen lässt: «Ich glaube nun aber, Sie wollen in Wirklichkeit von etwas anderem: von dem inneren Berufe zur Wissenschaft, hören.»²³ Weber spricht dann über die inneren Anforderungen, die der Beruf stellt; er spricht von «Leidenschaft» und Distanz in der Forschung, vom unbedingten Muss zur «harten Arbeit» usw. Auch im Folgevortrag «Politik als Beruf» kommt Weber zunächst auf äussere Bedingungen und institutionelle Konstellationen zu sprechen, bevor er sich über die «Qualitäten» des Politikers auslässt, und sich dann über «Leidenschaft», «Verantwortungsgefühl» «Augenmass» und dergleichen äussert.²⁴ Die Betrachtung der Argumentationsabfolge führt also ein weiteres Mal zu dem Befund, dass die analytische Fassonierung vielschichtig ist. Weber knüpft an die zeitgenössische und damals verbreitete Dichotomie von «innerem» und «äusserem» Beruf an,²⁵ um sie in eine multiperspektivische Berufsanalytik umzuformen.

Diese Multiperspektivität besteht aus drei relativ unabhängigen, aber aufeinander bezogenen Perspektiven, was ich im Detail nachweisen will:

3.1. Die Verberuflichungsperspektive

Eine erste Perspektive nenne ich abkürzend die Verberuflichungsperspektive. Für diese Dimension ist kennzeichnend, dass man danach fragt, ob überhaupt eine Ausbildungsgang zu diesem Beruf existiert, ob überhaupt eine Karriere auf Dauer gestellt ist, wie das berufliche Handeln als Erwerbschance ausgestaltet ist, und welche Leistungskombination die Grundlage der Erwerbschance ist. Wie zentral diese Perspektive für Max Weber ist, geht daraus hervor, dass er in seinem Hauptwerk «Wirtschaft und Gesellschaft» folgende Berufsdefinition formuliert hat: «Beruf soll jene Spezifizierung, Spezialisierung und Kombination

von Leistungen einer Person heißen, welche für sie Grundlage einer kontinuierlichen Versorgungs- und Erwerbschance ist.»²⁶ Ich führe diese Berufsdefinition nicht nur deshalb an, weil sie auch heute noch in berufssoziologischen Arbeiten oft verwendet wird, sondern möchte vor allem darauf hinweisen, dass sich in ihr auch Webers Herkunft als Nationalökonom ausdrückt und die mit ihr verbundene Nüchternheit des Blicks auf die sozialen Gegebenheiten. In den zeitgenössischen bildungsbürgerlichen Kreisen stiess gerade diese allgemeine sozialökonomische Sichtweise Webers auf Ablehnung. Als etwa der ab 1927 in Basel lehrende Volkswirtschaftler Edgar Salin diese Definition zu Gesicht bekam, kommentierte er sie in seiner Rektoratsrede mit den erregten Worten: «(...) nichts von Stand, nichts von Berufung, nichts von Qualifikation – keine vocatio, nur occupatio, nur Tätigkeit und Erwerb.»²⁷

In der Dimension der Verberuflichung fragt man danach, ob man es beim untersuchten Gegenstand überhaupt mit einem Beruf zu tun hat, oder wie Weber sagen würde, ob überhaupt ein «stabiler Beruf»²⁸ vorliegt? Vergleicht man diese Verberuflichungsperspektive mit den eingangs erwähnten Konzepten der Professionssoziologie, so ist es das Merkmalskatalogverfahren, dass dieser Perspektive am ehesten entspricht, da es ja dort darum geht, den Professionalisierungsgrad eines beruflichen Handelns zu ermitteln. Da Weber selbst aber nicht mit Merkmalskatalogen arbeitet, möchte ich nur von einer Verberuflichungsperspektive sprechen.

In «Wissenschaft als Beruf» ist die Verberuflichungsperspektive bei der Erörterung des «äusseren Berufs» insofern virulent, als Weber sich weitreichende Gedanken über die Ausgestaltung der Ausbildung und der Karriere zum Professor macht: Er erörtert zunächst die deutsche Eigenheit des Weges zur Professur, nämlich die nur auf der Basis des Kolleggeldhonorars materiell kaum abgesicherte Privatdozentur. Dann lässt er den Hinweis darauf folgen, dass stattdessen in den Vereinigten Staaten am Beginn der Wissenschaftlerkarriere die entlohnte Anstellung als Assistent steht. Mit Blick auf die damals statthabende Einführung der Assistentur in den medizinischen und naturwissenschaftlichen Fakultäten Deutschlands gelangt er dann zu seiner These, dass sich das deutsche Universitätsleben «amerikanisiert», und dass sich die grossen Institute der deutschen Uni-

²³ Weber (1917a: 80).

²⁴ Kurz nach dem Weber festgestellt hat, dass in keiner Weise zu übersehen sei, «wie sich äusserlich der Betrieb der Politik als «Beruf» gestalten wird», heisst es: «Was vermag sie [die Politik] nun an inneren Freuden zu bieten, und welche persönlichen Bedingungen setzt sie bei dem voraus, der sich ihr zuwendet» (Weber 1919: 545).

²⁵ Bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts ist vom «inneren» Beruf immer auch im Sinne von «Neigung» die Rede, danach erfuhr der Begriff einen Bedeutungswandel. Vom «inneren» Beruf und von «Beruf» wurde fortan nur noch gesprochen, wo sich die akademischen Schichten selbst vom «äusseren» Getriebe, von blosser «occupatio», dem «Erwerb», der «Karriere» und jeglichem «business» abgrenzten. Mit der Monopolisierung des Berufsbegriffs durch die Träger akademischer Bildung wurde das Wortpaar zunehmend eine neoständische Distinktion indizierende Formel. Vgl. die Belege für diese Entwicklung der Semantik bei Schmeiser (1985: 12–21), für eine umfassende Analyse des Antimodernismus der deutschen Gelehrten zu Beginn des 20. Jahrhunderts vgl. Ringer (1969).

²⁶ Weber (1922: 80).

²⁷ Salin (1961: 39).

²⁸ «Zum Gegenstand selbständiger und stabiler Berufe werden nur Leistungen, welche ein Mindestmass an Schulung voraussetzen und für welche kontinuierliche Erwerbschancen bestehen», heisst es in «Wirtschaft und Gesellschaft» (Weber 1922: 80).

versitäten zu «staatskapitalistischen» Unternehmungen» entwickelt haben.²⁹ Weber formuliert nun als abschliessendes Urteil, dass sowohl die alte Privatdozentur wie die neue Assistantur in der berufsbiographischen Dimension die Herausbildung von Erfolgserwartungen verunmöglicht, da er sagt, die Statuspassage zur Professur sei in Deutschland «eine Angelegenheit, die einfach Hazard ist.»³⁰ So wie bei einem Glücksspiel die Erfolgchancen unberechenbar sind, geht Weber davon aus, dass das deutsche Modell der Privatdozentur seinen Aspiranten keine relative Erfolgsgewissheit eingeräumt hat, die individuelle Lebensplanung ermöglicht. Er charakterisiert damit die Privatdozentur als eine Karriere ohne Karrierecharakter bzw. als eine Risikopassage. Das polartypologische Gegenstück zu einer Risikopassage wäre eine verbeamtete Laufbahn, bei der man alle zwei, drei Jahre rein auf Grund seines Alters um eine Gehaltsklasse voranrückt. Und neben Laufbahn und Risikopassage kann man als dritten Typus noch eine professionelle Qualifikationskarriere unterscheiden, bei der eine sukzessive Zuerkennung der Mitgliedschaft an das Vorliegen entsprechender Leistungsbereitschaft und das Ausbleiben von Fehlverhalten geknüpft ist.

Dass nun weder eine Laufbahn noch eine professionelle Qualifikationskarriere, sondern eine Risikopassage vorliegt, konnte Weber deshalb behaupten, da der mit der Habilitation sich vollziehende Vorgang der Ernennung zum Privatdozenten zwar einen Akt der Zuordnung zu einer Berufsgruppe darstellte, doch diese Zuordnung sich zugleich unter ausdrücklicher Vorenthaltung weitergehender Mitgliedschaftsrechte vollzog. Dieser paradoxe Vorgang der gleichzeitigen Zuordnung und Ausgliederung wird deutlich, wenn man sich die einschlägigen Bestimmungen über die «Rechtsverhältnisse der Privatdozenten» der damaligen Zeit ansieht. Es heisst dort: «Einer förmlichen Entlassung eines Privatdozenten bedarf es ebenso wenig, wie eine förmliche Anstellung desselben stattfindet. Ihre Tätigkeit ist eine ganz freiwillige.»³¹ Zu der Zeit, als Weber diesen Vortrag hielt, wurde man in nahezu allen Fächern im Durchschnitt erst im Alter von 40 Jahren berufen, d. h. man hatte in aller Regel eine zehnjährige Zeit als Privatdozent durchzustehen.³² Webers Analyse der Statuspassage zum deutschen Professor ist also voraussetzungs- und voll, da er zu dem Urteil gelangt, dass keine professionelle Qualifikationskarriere vorliegt. Diese problematische Ausgestaltung der deutschen Professorenkarriere haben viele Hochschullehrer moniert, der Politologe

Christian Graf von Krockow hat 1959 einmal treffend von einer «Leiter ohne Sprossen» gesprochen, amerikanische Wissenschaftler pflegen den Kopf zu schützen, wenn es um die Grausamkeiten des deutschen Wegs zur Professur geht.

In «Wissenschaft als Beruf» hat Weber zwei Aspekte der Verberuflichungsperspektive nur gestreift, nämlich die Ausgestaltung des Professorenberufs als Erwerbschance und das Problem der vorliegenden Leistungskombination. Was die Ausgestaltung als Erwerbschance anbelangt, lässt sich festhalten, dass etwa ab der Mitte des 19. Jahrhunderts die Professoren als «Staatsdiener» begriffen wurden, und mit dieser Verbeamtung eine Besoldung erhielten, wobei dann gegen Ende des 19. Jahrhunderts noch Dienstalterszulagen eingeführt wurden. Interessant ist, dass neben dieser Besoldung ein honorarartiges Element der Entlohnung existierte, so wie es für die klassischen Professionen typisch ist. Denn die Professoren hatten Anspruch auf Vorlesungsgebühren, die durch die Studierenden zu entrichten waren, das sogenannte Kollegiengeld.³³

Da mit der neuhumanistischen Universitätsreform zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein Forschungsimperativ entstand, muss man hinsichtlich des deutschen Professorenberufs als einer Leistungskombination davon ausgehen, dass Lehr- und Forschungsleistungen zu erbringen waren. Aufschlussreich ist aber, dass es noch 1901 in einer Publikation über die «Rechtsverhältnisse der Hochschullehrer in Preussen» heisst: «Es ist nicht Amtspflicht des Professors, wissenschaftliche Arbeiten zu schreiben.»³⁴ D.h. aber, dass nur die Lehre als Amtspflicht typisiert war, nicht jedoch die Forschung. Die Verpflichtung zur Forschung wurde autonom durch die Profession selbst angesonnen, man hatte offenbar Skrupel, diese für das Selbstverständnis der deutschen Professoren so wichtige Handlungskomponente als Amtspflicht zu definieren.

3.2. Die machtorientierte Perspektive

Max Weber hat sich vor allem als Herrschaftssoziologe einen Namen gemacht, und so verwundert es nicht, dass in seinen Ausführungen zum «äusseren» Beruf der Wissenschaft noch eine zweite analytische Perspektive vorkommt, nämlich die machtorientierte Analyseperspektive. In dieser Dimension thematisiert Weber die ständische und klassenmässige Einbettung des Professorenberufs ebenso, wie er im professionssoziologisch klassischen Sinne machtorientiert argumentiert.

²⁹ Weber (1917a: 74).

³⁰ Weber (1917a: 75).

³¹ Daude (1896: 19).

³² Vgl. die entsprechenden Tabellen bei Schmeiser (1994: 378ff.).

³³ Vgl. dazu detaillierter Schmeiser (1985: 60f.).

³⁴ Bornhak (1901: 42f.).

Die machtorientierte Sichtweise taucht bereits dort auf, wo er über die traditionelle Privatdozentur sagt, dass sie dazu geführt habe, dass der Professorenberuf in Deutschland eine «plutokratische Angelegenheit» geworden sei, d.h. dass sie in einem immer grösserem Ausmasse Nachkommen aus besitzenden Elternhäusern offengestanden ist.³⁵ Eine machtorientierte Sichtweise ist auch dort unübersehbar, wo Weber über die damals statthabende Einführung der Assistentur sagt, sie werde den «Hazard» nicht eliminieren sondern steigern.³⁶

Mit der Entstehung der Assistentur wurde zwar der Ausbildungsweg zum Professor in der materiellen Dimension verberuflicht, insofern die Assistenten ja entlohnt wurden. Das neu entstehende Problem war jedoch, dass die im Gefolge der Bürokratisierung der Universitäten neu entstehende Gestalt des Institutsdirektors die «materiell entscheidende Persönlichkeit»³⁷ war, die über die Anstellung eines Assistenten entschied. Obwohl die Inhaberschaft einer Assistentur für den Nachwuchs zur Bedingung der Möglichkeit einer Professorenkarriere wurde, war der Zugang zum Ausbildungsweg nur über die Einzelperson des Institutsdirektors geregelt und nicht über die Fakultät. Die Selektionsmacht für den Professorenberuf wurde also personalisiert. Die Zuständigkeit des Institutsdirektors für die Anstellung der Assistenten war dadurch entstanden, weil die Entscheidungen über die Zuteilung von Forschungsmitteln und alle Angelegenheiten der Institutsverwaltung durch den Verkehr zwischen dem Institutsdirektor und dem Ministerium geregelt wurden, die Institute wurden gegenüber den Fakultäten exemt verwaltet.

Als ab den 1860er Jahren verstärkt eine Zuwendung von staatlichen Finanzmitteln an die Institute erfolgte, wurden die korporativen Elemente der deutschen Universitäten zunehmend funktionslos, da eben die Verwaltung der Haushaltsmittel nicht in die Fakultäten integriert worden war. Es ist von daher konsequent, dass Max Weber die deutsche universitäre Selbstverwaltung als eine «dilettantische» Verwaltung charakterisiert hat.³⁸ Auf diesem Hintergrund der Entstehung der neuen Sozialfigur des Institutsdirektors sagt Weber dann mit Blick auf die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses, dass die Nachwuchswissenschaftler vom «Institutsdirektor ganz ebenso abhängig wie ein Angestellter in einer Fabrik sind: – denn der Institutsdirektor stellt sich

ganz gutgläubig vor, daß dies Institut *«sein»* Institut sei, und schaltet darin (...)»³⁹ Weber hat die Kontrastierung der Sozialfigur des «gewöhnlichen Ordinarius alten Stils» mit der neuen Figur des «Chefs eines solchen grossen kapitalistischen Universitätsunternehmens» mit Rücksicht auf das studentische Publikum nicht weiter ausgeführt, da er ja die Analyse mit dem Satz abbricht: «Ich möchte das hier nicht weiter ausführen.»⁴⁰ Wenn er aber im unmittelbaren Anschluss daran formuliert, dass die «alte Universitätsverfassung (innerlich ebenso wie äusserlich) fiktiv geworden» sei,⁴¹ kann man in etwa ermessen, welche Tragweite die neu entstehenden Verhältnisse für ihn hatten.

Webers Bemerkungen über die Plutokratisierung der Professorenkarriere und über die Personalisierung der Selektionsmacht zum Professorenberuf zeigen, dass die Erörterung der Verberuflichungsproblematik eng mit der Thematisierung der klassenmässigen Einbettung des Handelns und der Erörterung von Phänomenen der Macht im Sozialgefüge der Universität verbunden ist. Sodann ist bei Weber auch die für die Professionssoziologie klassische machtheoretische Perspektive vorhanden. Von einem freien Zugang zum Professorenberuf konnte man in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts in vielerlei Hinsicht nicht sprechen: Neben der Plutokratisierung war etwa bedeutsam, dass der Professorenberuf eine nahezu protestantische Angelegenheit war, zudem wurden jüdische Wissenschaftler bei der Besetzung von Ordinariaten nur selten berücksichtigt.⁴² Ein neues Zugangshindernis trat im Januar 1900 mit der sogenannten «Lex Arons» in Kraft. Damals wurde dem Berliner Privatdozenten der Physik Leo Arons trotz des Widerstands der Fakultät die *venia legendi* entzogen, da er Mitglied der sozialdemokratischen Partei war. Nachdem Wilhelm II. dekretiert hatte, dass er «keinen Sozialisten (...) unter den Lehrern unserer Jugend an der königlichen Hochschule (dulde)», wurden für alle Professoren als «königlich preussische Beamte» politische Treuepflichten bindend.⁴³

Die «Lex Arons» wurde von den Professoren zwar als Niederlage der korporativen Universität empfunden, es kam jedoch erst ein Jahr später zu einem grösseren Protest, und zwar als der katholische Historiker Martin Spahn durch das Kultusministerium an die Universität Strassburg berufen wurde, und zwar unter

³⁵ Weber (1917a: 72), vgl. zur Entwicklung des sozialen Herkunftsprofils bei den Professoren die Uebersicht bei Schmeiser (1994: 382f.).

³⁶ Weber (1917a: 75).

³⁷ Bornhak (1901: 75).

³⁸ Weber (1922: 171).

³⁹ Weber (1917a: 74).

⁴⁰ Weber (1917a: 75).

⁴¹ Weber (1917a: 75).

⁴² Vgl. dazu auch Weber (1917a: 79f.).

⁴³ Zitiert nach Mast (1980: 109).

Umgehung des Vorschlagsrechts der Fakultät.⁴⁴ Daraufhin veröffentlichte der Historiker Theodor Mommsen in den «Münchener Neuesten Nachrichten» einen programmatischen Aufruf, worin er den «Konfessionalismus» als «Todfeind des Universitätswesens» bezeichnete. Der «Lebensnerv» der deutschen Universität sei die «voraussetzungslose Forschung.» «Jede Anstellung eines Universitätslehrers», dem aufgrund seiner Konfession in seiner «Forschungsfreiheit Grenzen gesetzt sind», das sei ein «Axtschlag» gegen den mächtigen Baum der deutschen Wissenschaft. «Auf der Wahrhaftigkeit» beruhen «Selbstachtung», die «Standesehre» und die «deutsche Wissenschaft.»⁴⁵ Das waren deutliche Worte für eine «voraussetzungslose Forschung» und eine Reklamation des Autonomieanspruchs der Universität, ihren Nachwuchs selbst nach rein wissenschaftlichen und universalistischen Kriterien auszusuchen.

Dieser programmatische Aufruf blieb auch für die Folgejahre aktuell, bis hin zur Gründung des «Deutschen Hochschullehrertags» im Jahr 1907, womit die Professoren im Vergleich zu den anderen akademischen Berufsgruppen erst sehr spät Organisationsbestrebungen auf überregionaler Ebene verwirklicht hatten. Als man nun auf dem II. Deutschen Hochschullehrertag im Jahr 1908 in Jena das Thema «Die Stellung des akademischen Lehrers zur Freiheit in Forschung und Lehre» verhandeln wollte, und nur die Bedrohung der Forschungs- und Lehrfreiheit vom «konfessionell-dogmatischen Standpunkt»⁴⁶ thematisieren wollte, nicht jedoch gleichzeitig das Problem, dass die Nichtmitgliedschaft in der Sozialdemokratie eine Vorbedingung für die Anstellung als Professor war, griff Max Weber in die Debatte ein und folgerte, dass die «Berufsinteressen» der Professoren einen «seltsamen Begriff der Lehrfreiheit» hätten. Die Professoren würden ein «Ideal von gesättigten Existenzen» besitzen; die «Gesamtheit» der Gesellschaft habe «keinerlei wie immer geartetes Interesse», einer derart auf politische «Unbedenklichkeit» durchgesiebten Professorenschaft das Recht auf den Besitz ihrer Katheder» zu garantieren.⁴⁷

Mit dem Berufsverbot für Sozialdemokraten war die Lehrfreiheit nach Webers Meinung «offenkundig (...) an den Besitz politisch hoffähiger Ansichten» gebunden,⁴⁸ man konnte also die, wie er sagt, «Lebensfragen der Nation auf deutschen Kathedern nicht in voller

Freiheit» diskutieren, und deshalb schien es Weber «der Würde der Vertreter der Wissenschaft allein zu entsprechen: auch über solche Wertprobleme, die man ihnen zu behandeln freundlichst erlaubt, zu schweigen.»⁴⁹ Entscheidend an Max Webers Argumentation ist zweierlei: Weber sah die Lehrfreiheit nicht nur von aussen bedroht durch den Konfessionalismus. Wenn die deutschen Professoren an der Forderung nach Lehrfreiheit und Autonomie festhielten, dann war das für ihn nur dann legitim, wenn sie zugleich im Binnenraum der Profession selbst sicherstellten, dass «ein solches Privileg der Unkontrolliertheit (...) nur für den Bereich der rein fachlichen Qualifikation angemessen» ist.⁵⁰ Weber kritisierte also, dass man sich nicht gegen die Lex Arons aussprach und von Lehrfreiheit sprach, wo sie gar nicht vorlag. Der zweite bedeutsame Punkt an Webers Stellungnahme zur Lehrfreiheit ist der, dass Weber zwar eine machtorientierte Perspektive verwendet, diese Perspektive jedoch gleichzeitig mit einer strukturtheoretischen Perspektive verbunden ist, denn er hielt die Autonomieforderung der Professoren im Kern für legitim.

3.3. Die strukturtheoretische Perspektive

Mit dem Hinweis auf die strukturtheoretische Perspektive bin ich bereits bei der dritten und letzten analytischen Dimension angelangt, die sich im Vortrag «Wissenschaft als Beruf» dort anschliesst, wo Weber über den «inneren Beruf zur Wissenschaft» spricht. Man kann in diesen Passagen nach ethischen und motivationalen Fragen suchen, die zweifellos auch erörtert werden, aber man kann sie auch so lesen, dass hier eine Explikation der Struktur des wissenschaftlichen Handelns in Forschung und Lehre vorgenommen wird, wie es zum damaligen Zeitpunkt möglich war. Ich möchte diesen Weg einschlagen, kann aber die zahlreichen Themen, die Weber hier zur Sprache bringt, auf begrenztem Raum nicht ausschöpfen.

Die strukturtheoretische Variante der Professionssoziologie geht davon aus, dass sich der Erfolg einer professionellen Dienstleistung schwer voraussagen lässt, dass der Laie nur schwer zwischen guter und schlechter Arbeit unterscheiden kann, und von daher eine Kontrolle der Professionals durch Laien oder bürokratische Organisationen nur schwer möglich ist. Dass es auch bei den Professoren nahe liegt, einer solchen strukturtheoretischen Richtung zu folgen, drängt sich auf. Wissenschaftliche Arbeiten werden heute vielfach vor der Veröffentlichung einem «peer review» unterzogen, in Seminaren und auf Kongressen stehen die Beiträge von Kollegen ständig zur Diskussion. Auch was die erschwerte Voraussagbarkeit

⁴⁴ Wurden 1817–1887 28 Prozent der Berufungen ohne oder gegen die Mitwirkung der Fakultäten durchgesetzt, so schrumpfte die Zahl oktroyierter Berufungen zwischen 1882–1990 auf 16,5 Prozent (Brocke 1980: 90). Vgl. zum «Fall Spahn» Weber (1980).

⁴⁵ Mommsen zitiert nach Rossman (1949: 28f.).

⁴⁶ Amira (1908: 1908).

⁴⁷ Weber (1909a: 89).

⁴⁸ Weber (1908).

⁴⁹ Weber (1917b: 497).

⁵⁰ Weber (1913: 107).

des Erfolgs einer professionellen Dienstleistung anbelangt, liegt es nahe, von einer verwandten Handlungsproblematik in der Wissenschaft auszugehen. Schon wenn man nur mit der einfachen Bestimmung arbeitet, dass ein Hauptgeschäft eines Wissenschaftlers darin besteht, Hypothesen zu testen, ist klar, dass im Verlauf der Hypothesenüberprüfung das Ergebnis der Arbeit auch sein kann, dass man nicht zu dem gewünschten Resultat gelangt und die Ausgangshypothese nicht bestätigen kann. Man könnte sogar sagen, dass es beim Forschen letztlich keinen Misserfolg gibt, und eine widerlegte Hypothese eben auch einen Erfolg darstellt, aber diese Behauptung gilt nicht ohne Einschränkung; ein Wissenschaftler dessen Ausgangshypothesen ständig widerlegt werden, dürfte ebenso schnell in eine unangenehme Situation gelangen wie sein Kollege aus der Chirurgie, bei dem das Endresultat mehrere Male hintereinander lautet: «Operation gelungen – Patient tot.»

Wenn man diese Vorabannäherung an das wissenschaftliche Handeln soweit akzeptiert, stellt sich die Folgefrage, ob Max Weber in «Wissenschaft als Beruf» eine Explikation des wissenschaftlichen Handelns unternimmt, die der strukturtheoretischen Perspektive der Professionssoziologie entgegenkommt? Weber betont zunächst, dass Hypothesen «nicht mit den kühlen Verstand allein» fabriziert werden und kein distanziertes Herumhantieren mit Begriffen und Konzepten vorliegt. Für ihn wird Wissenschaft «mit der ganzen <Seele>» gemacht, und von daher ist die «Leidenschaft» für ihn eine persönliche, für das Forschen konstitutive Handlungskomponente. Daneben spricht er von der Notwendigkeit «ganz harter Arbeit», die zu jeder wissenschaftlichen Arbeit ebenfalls dazu gehört, und er folgert dann, dass diese beiden Komponenten wissenschaftlichen Handelns unabdingbar sind, um zu den richtigen Einfällen zu gelangen. Resümierend heisst es dazu: «Der Einfall ersetzt nicht die Arbeit. Und die Arbeit ihrerseits kann den Einfall nicht ersetzen oder erzwingen, so wenig wie die Leidenschaft es tut. Beide – vor allem: beide *zusammen* – locken ihn. Aber [der Einfall] kommt, wenn es ihm, nicht, wenn es uns beliebt.»⁵¹

Sofern Weber schlussfolgert, bei jeder wissenschaftlichen Arbeit müsse man die Ungewissheit in Kauf nehmen, ob die «Eingebung» bzw. der richtige Einfall komme, wird man eingestehen müssen, dass Weber das Forschungshandeln aus der Perspektive eines erfolgsungewissen Handelns beschreibt, so wie die strukturtheoretische Perspektive der Professionssoziologie argumentiert. Gleichwohl bereitet einem diese Argumentation etwas Unbehagen, denn

es stellt sich unweigerlich die Frage, ob Webers Reflexionen über die Unberechenbarkeit zündender Einfälle nicht einfach auf das Gebiet der Erkenntnispsychologie führen und damit letztlich soziologisch wenig ergiebig bleiben. Ich denke, es sprechen zwei Argumente dagegen, Webers Explikationen vorschnell zu den Akten zu legen: Das erste Argument wird sichtbar, wenn man bedenkt, dass Weber nicht nur hinsichtlich des Nachgrübelns am Schreibtisch von einem erfolgsungewissen Handeln ausgeht, sondern dass er auch in biographisch-zeitlich weiterreichenden Dimensionen des wissenschaftlichen Handelns ganz analog argumentiert. Er betont nämlich ausdrücklich, dass eine «wirklich endgültige und tüchtige Leistung» heute stets «eine spezialistische Leistung» sei.⁵² Nur «durch strenge Spezialisierung» könne man sich als wissenschaftlicher Arbeiter «einmal und vielleicht nie wieder im Leben» das «Vollgefühl» zu «eigen machen: hier habe ich etwas geleistet, was dauern wird.»⁵³ Diese eindringliche Schilderung ist vor dem Hintergrund von Webers Argumentation verständlich, dass die wissenschaftliche Arbeit «in den Ablauf des Fortschritts» eingespannt sei. Jeder Wissenschaftler wisse, «dass das, was er gearbeitet hat, in 10, 20, 50 Jahren veraltet ist.» Jede abgeschlossene wissenschaftliche Arbeit bedeute «neue Fragen, und man habe sich damit «abzufinden», dass jede Arbeit veralte und «überboten» werden wolle.»⁵⁴

Wenn Max Weber also auf das Moment der gerade erfolgten Publikation oder gar auf die Lebensleistung eines Wissenschaftlers zu sprechen kommt, betont er ähnlich wie bei der Unberechenbarkeit des guten Einfalls, dass der Beruf der Wissenschaft einem Professor wenig Chancen bietet, ihn in dem Gefühl auszuüben, dass etwas gelungen sei, und dass die erbrachten Leistungen wertvoll und dauerhaft sein werden. Webers Formulierungen verweisen auf nichts Geheimnisvolles. Die Situation eines publizierenden Wissenschaftlers ist nun einmal grundverschieden von der eines Schauspielers, dessen Darbietungen unmittelbar durch das Publikum allabendlich honoriert werden. Ob man einen «guten» Aufsatz publiziert hat, weiss man aller Regel nach erst nach ein paar Jahren, und selbst wenn man bei der Veröffentlichung eines Buches in der glücklichen Situation ist, in rascher Folge mehrmals positiv rezensiert zu werden, fängt die strenge Bewertung des Geschriebenen erst an, wenn das eigene Werk in den Fussnoten anderer Werke zum gleichen Thema auftaucht, womit es dann aber doch meist um Erweiterungen und Kritik des Gesagten geht.

⁵² Weber (1917a: 80).

⁵³ Weber (1917a: 80).

⁵⁴ Weber (1917a: 85).

⁵¹ Alle Zitate nach Weber (1917a: 81f.).

Es gibt aber noch ein zweites Argument, das dagegen spricht, Webers Reflexionen vorschnell zu den Akten zu legen. Max Webers soziologische Perspektive trägt das Etikett verstehende Soziologie, und für eine so verfahrenende Soziologie ist es konstitutiv, dass sie bei der Analyse eines Handelns von dem «subjektiven Sinn»⁵⁵ ausgeht, den die Handelnden mit diesem bestimmten Tun verbinden. Die Frage nach der Brauchbarkeit von Webers Reflexionen steht und fällt mit dem Nachweis, ob die Professoren zu Webers Lebzeiten selbst ihr Handeln in dieser Perspektive gedeutet haben. Forstet man Gelehrtenbriefwechsel des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts nach Alltagsdeutungen durch, in denen sie ihr Tun reflektieren, macht man bald die Entdeckung, dass sich das Nachdenken über die Spezifik des wissenschaftlichen Handelns in einem bestimmten Topos verdichtet, nämlich der Gebärmeteraphorik.

Ich will einige wenige Belegstellen anführen: So heisst es einmal bei dem Theologen Friedrich Schleiermacher über den Prozess des Ausarbeitens eines Vorlesungsmanuskripts, dass sei «ein herrlicher Zustand inneren Lebens und Gebärens; auch stelle ich mir wirklich vor, es muss viel Ähnlichkeit haben mit dem Gefühl einer Frau, in der sich ein Kind bildet.» Und der Jurist Rudolf Ihering gesteht in einem Brief an einen Kollegen über das gerade fertiggestellte Buch einmal: «Ich bin gespannt darauf, wie es aussehen wird, es geht mir wie der Mutter vor der Entbindung: wird es ein Junge werden – ein Mädchen, schön, gesund, stark – schwächlich, hässlich – ein Wechselbalg?» Oder der Chemiker Justus von Liebig erkundigt sich bei einem Kollegen nach dem Schicksal seiner Manuskripte, die zur Veröffentlichung begutachtet werden sollten, und leitet diese Nachfrage mit den Worten ein. «Sie werden mir [...] nicht verübeln, wenn ich mir erlaube nach dem Befinden meiner Kinder mich zu erkundigen.» Ich will es bei diesen drei Belegen bewenden lassen, es liessen sich noch zahlreiche weitere Nachweise anführen.⁵⁶

Entscheidend bei diesem Topos der Ausdeutung der Spezifik des wissenschaftlichen Handelns ist, dass eine Analogiebildung zu einem Bereich des Alltagshandelns vorgenommen wird, der in ausgeprägtem Masse im Horizont der Erfolgsungewissheit wahrgenommen wird. Angefangen mit der Ungewissheit eines Paares darüber, ob schon eine Schwangerschaft eingetreten ist, ist ein Ehepaar nach Eintreten der Schwangerschaft ja in grosser Sorge darum, ob das werdende Kind sich gesund entwickelt, und nach der Geburt werden die Sorgen um das Gedeihen und die weitere Entwicklung der Kinder nicht weniger. Wenn

aber eine grosse Zahl der deutschen Professoren das Niederschreiben von Vorlesungen und Aufsätzen und die Veröffentlichung von Manuskripten und Büchern mittels der Gebärmeteraphorik als ein Handeln wahrgenommen haben, das konstitutiv erfolgsgewiss ist, dann wird jetzt auch die für die deutsche Universität zu Beginn des 19. Jahrhunderts eigentümliche Konstruktion der Leistungskombination verständlich. Ich hatte darauf hingewiesen, dass nur die Lehre, nicht aber die Forschung als Amtspflicht festgeschrieben war. Offenbar fiel es den Verantwortlichen sehr schwer, die Forschung als eine Amtspflicht ausformulieren, da das Handeln im Horizont der Erfolgsungewissheit wahrgenommen wurde.

4. Schlussfolgerungen

Ich habe unter Rückgriff auf die inhaltliche Argumentation gezeigt, dass bei Weber ein multiperspektivischer Ansatz der Analyse des Professorenhandelns vorliegt. Nun stellt sich abschliessend die Frage, welcher Gewinn mit einer solchen vielschichtigen analytischen Dimensionierung verbunden ist. Ein Einwand könnte lauten, dass es zwar hilfreich sei, sich einem Phänomen von mehreren Perspektiven aus zu nähern, aber damit hätte es sich dann auch. Ich gehe in der Tat davon aus, dass bei Weber mehr vorliegt als ein folgenloser Perspektivenpluralismus oder Perspektiveneklektizismus. Die gängige Professionssoziologie zeichnet sich dadurch aus, dass in ihren Arbeiten jeweils nur eine analytische Perspektive dominiert. Bei den machttheoretisch orientierten Arbeiten wird nämlich keine weitergehende Bestimmung der Struktur des professionellen Handelns vorgenommen, sondern man spricht einfach von «Expertenberufen», und kann dann in Weiterführung einer einfachen Experten-Laien-Differenz relativ schnell die machttheoretische Perspektive in Anschlag bringen.⁵⁷ Das Problem besteht also darin, dass die Machttheoretiker die Strukturtheoretiker ignorieren und vice versa. Webers multiperspektivisches Verfahren hat demgegenüber den Vorteil, dass hier die drei genannten Perspektiven zwar analytisch unabhängig voneinander eingeführt werden, aber doch aufeinander bezogen sind. So habe ich bei Webers Analyse der Forderungen nach Lehrfreiheit zu zeigen versucht, dass er trotz der Formulierung machtorientierter Argumente im Kern von der Legitimität dieser Autonomieforderung überzeugt war. Daraus lässt sich die Schlussfolgerung ziehen, dass uns Weber zeigt, dass ein Machttheoretiker in der Professionssoziologie zugleich ein exzellenter Strukturtheoretiker sein muss. Wenn man eine Untersuchung plant, dann muss man darauf achten, dass man die für einen Phänomenbereich konstitutiven Variablen so berücksichtigt, dass keine

⁵⁵ Weber (1922: 1).

⁵⁶ Diese und weitere Belege bei Schmeiser (1985: 160–164).

⁵⁷ So etwa bei Rüschmeyer (1980 und 1973).

entscheidende davon vergessen oder vorschnell eliminiert wird. Wenn in der Professionssoziologie die entscheidende Frage lautet, ob die in Anspruch genommene Autonomie Ausdruck der Strukturspezifität des beruflichen Handelns oder ein tendenziell illegi-

timer Ausdruck von Machtressourcen ist, dann gibt uns Webers Multi- bzw. Simultanperspektivität den Leitfaden in die Hand, wie man diese Frage sachlich und logisch adäquat an einem akademischen Beruf untersuchen könnte. ■

Literatur

Amira, Karl von (1908): Die Stellung des akademischen Lehrers zu Freiheit in Forschung und Lehre. Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten vom 9. Juli 1908, Nr. 8: 73–77.

Barber, B. (1963): Is American Business Becoming Professionalized? Analysis of a Social Ideology. S. 121–145 in: Tiryakian, Edward A. (Ed.): Sociological Theory, Values, and Sociocultural Change. Essays in Honor of Pitirim A. Sorokin. Glencoe, Ill.

Borchert, Jens (2001): Max Weber's Political Sociology and the Professionalization of Politics. Paper prepared for presentation at the American Political Science Association meeting San Francisco, August 30–September 2, 2001. <http://pro.harvard.edu/abstracts/001/001019BorchertJe.pdf> (8.4.2002).

Bornhak, Conrad (1901): Die Rechtsverhältnisse der Hochschullehrer in Preussen. Zum praktischen Gebrauche. Berlin.

Brocke, Bernhard vom (1980): Hochschul- und Wissenschaftspolitik in Preussen und im Deutschen Kaiserreich 1882–1907: das «System Althoff». S. 9–118 in: Baumgart, Peter (Hg.): Bildungspolitik in Preussen zur Zeit des Kaiserreichs. Stuttgart: Klett-Cotta.

Daude, Paul (1896): Die Rechtsverhältnisse der Privatdozenten. Zusammenstellung der an den Universitäten Deutschlands und Oesterreichs, sowie an den deutschsprachigen Universitäten der Schweiz über die rechtliche Stellung der Privatdozenten erlassenen Bestimmungen. Berlin.

Franz, Heike (1998): Zwischen Markt und Profession. Betriebswirte in Deutschland im Spannungsfeld von Bildungs- und Wirtschaftsbürgertum (1900–1945). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Freidson, Eliot [1970]. Der Aerztestand. Berufs- und wissenschaftssoziologische Durchleuchtung einer Profession. Stuttgart 1979: Enke.

Goode, William J. [1961]: The Librarian: from Occupation to Profession? S. 34–43 in: Vollmer, Howard M. and Donald L. Mills (Ed.s): Professionalization. Englewood Cliffs, New Jersey 1966.

Hesse, Hans Albrecht (1972): Berufe im Wandel. Ein Beitrag zur Soziologie des Berufs, der Berufspolitik und des Berufsrechts. Stuttgart: Enke (2., überarbeitete Auflage).

Huerkamp, Claudia (1985): Der Aufstieg der Aerzte im 19. Jahrhundert. Vom gelehrten Stand zum professionellen Experten: Das Beispiel Preussens. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Joas, Hans (1980): Funktionsbedingungen von Wissenschaft und Funktionsprobleme des Arbeitsmarktes. Unveröff. Manuskript. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.

Kalberg, Stephen (2001): Einführung in die historisch-vergleichende Soziologie Max Webers. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Krockow, Christian Graf von (1959): Zwischen Wissenschaft und Praxis. Studien über die Lage des akademischen Nachwuchses. Schweizer Monatshefte 38(1958/59): 657–661.

Lundgreen, Peter (1992): Akademiker und «Professionen» in Deutschland. Historische Zeitschrift 254: 657–670.

Mast, Peter (1980): Künstlerische und wissenschaftliche Freiheit im deutschen Reich 1890–1901. München (Dissertation).

McClelland, Charles E. (1985): Zur Professionalisierung der akademischen Berufe in Deutschland. S. 233–247 in: Conze, Werner und Jürgen Kocka (Hrsg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil I: Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen. Stuttgart: Klett-Cotta.

Mommsen, Wolfgang J. und Wolfgang Schluchter (1992): Einleitung. S. 1–46 in: Dies. (Hrsg.): Max Weber Wissenschaft als Beruf 1917/19 Politik als Beruf 1919. Max Weber Gesamtausgabe Abteilung I: Schriften und Reden. Band 17. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Oevermann, Ulrich (1981): Professionalisierung der Pädagogik – Professionalisierbarkeit pädagogischen Handelns. Unveröff. Vortragsmanuskript. Berlin: Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung der FU Berlin.

Oevermann, Ulrich (1996): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. S. 70–182 in: Combe, Arno und Werner Helsper (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Oevermann, Ulrich (2000): Dienstleistung der Sozialbürokratie aus professionalisierungstheoretischer Sicht. S. 57–77 in: Harach, Eva-Maria von; Thomas Loer und Oliver Schmidtke: Verwaltung des Sozialen. Formen der subjektiven Bewältigung eines Strukturkonflikts. Konstanz: UVK.

Parsons, Talcott [1951]: Struktur und Funktion der modernen Medizin. Eine soziologische Analyse. S. 10–57 in: König, René und Margret Tönnemann (Hrsg.): Probleme der Medizinsoziologie. Sonderheft Nr. 3 (1958) der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Köln und Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Ringer, Fritz K. [1969]: Die Gelehrten: Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933. Stuttgart 1983: Klett-Cotta.
- Ritzer, Georg (1975): Professionalization, Bureaucratization and Rationalization: The Views of Max Weber. *Social Forces* 53: 627–634.
- Rossmann, Kurt (1949): Wissenschaft, Ethik und Politik. Heidelberg.
- Rüchemeyer, Dietrich (1973): Professions. Historisch und kulturell vergleichende Ueberlegungen. S. 250–260 in: Albrecht, Günter; Hansjürgen Daheim und Fritz Sack (Hrsg.): Soziologie. René König zum 65. Geburtstag. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Rüchemeyer, Dietrich (1980): Professionalisierung. Theoretische Probleme für die vergleichende Geschichtsforschung. *Geschichte und Gesellschaft* 6: 311–325.
- Salin, Edgar (1961): Berufung und Beruf. Rektoratsrede. Basel.
- Sarfatti Larson, Magali (1979): Professionalism: Rise and Fall. *International Journal of Health Services* 9: 607–627.
- Schluchter, Wolfgang (1971): Auf der Suche nach der verlorenen Einheit. Anmerkungen zum Strukturwandel der Deutschen Universität. S. 257–280 in: Hans Albert (Hg.): Sozialtheorie und soziale Praxis. Festschrift Eduard Baumgarten. Meisenheim.
- Schmeiser, Martin (1985): Beruf und Ehre des Professors. Analysen zu Max Webers Deutung von Struktur und Wandel des Professorenhandelns im späten Kaiserreich. Magisterarbeit an der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften der Universität Tübingen. Tübingen (unver. Typoskript).
- Schmeiser, Martin (1994): Akademischer Hasard: Das Berufsschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870–1920. Eine verstehend soziologische Untersuchung. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Seyfarth, Constans (1981): Gesellschaftliche Rationalisierung und die Entwicklung der Intellektuellenschichten. Zur Weiterführung eines zentralen Themas Max Webers. S. 189–223 in: Sprondel, Walter M. und Constans Seyfarth (Hrsg.): Max Weber und die Rationalisierung sozialen Handelns. Stuttgart: Enke.
- Seyfarth, Constans (1989): Ueber Max Webers Beitrag zur Theorie professionellen beruflichen Handelns, zugleich eine Vorstudie zum Verständnis seiner Soziologie als Praxis. S. 371–405 in: Weiss, Johannes (Hg.): Max Weber heute: Erträge und Probleme der Forschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Shils, Edward A. (1973): The Power of the State and the Dignity of the Academic Calling in Imperial Germany. *Minerva* XI: 571–632.
- Siegrist, Hannes (1988): Bürgerliche Berufe. Die Professionen und das Bürgertum. S. 11–48 in: Ders. (Hg.): Bürgerliche Berufe. Zur Sozialgeschichte der freien und akademischen Berufe im internationalen Vergleich. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Waddington, I. (1999): Professions. S. 677–678 in: Kuper, A. and J. Kuper (Ed.s): *The Social Science Encyclopedia*. London/New York (Second Edition).
- Weber, Christoph (1980): Der Fall Spahn (1901). Ein Beitrag zur Wissenschafts- und Kulturdiskussion im ausgehenden 19. Jahrhundert. Rom.
- Weber, Max (1908): Die sogenannte «Lehrfreiheit» an den deutschen Universitäten. *Frankfurter Zeitung* 53. Jg., Nr. 262 vom 20.9.1908, S. Morgenblatt.
- Weber, Max (1909a): Die Lehrfreiheit der Universitäten. *Hochschul-Nachrichten* 19(1909), Nr.4, Heft 220: 89–91.
- Weber, Max [1917a]: Wissenschaft als Beruf. S. 49–111 in: Max Weber Gesamtausgabe Abteilung I: Schriften und Reden. Band 17. Tübingen 1992: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Weber Max [1917b]: Der Sinn der «Wertfreiheit» der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften. S. 489–540 in: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Hrg. von Johannes Winckelmann. Tübingen 1988 (7. Aufl.): J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, Max [1918]: Der Sozialismus. Rede zur allgemeinen Orientierung von österreichischen Offizieren. S. 492–518 in: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik*. Hrg. von Marianne Weber. Tübingen 1988 (2. Aufl.): J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, Max [1919]: Politik als Beruf. S. 505–560 in: Ders.: *Gesammelte politische Schriften*. Hrg. von Johannes Winckelmann. Tübingen 1988 (5. Aufl.): Mohr.
- Weber, Max [1920]: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*. Tübingen 1988 (9. Aufl.): J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, Max [1921a]: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie II*. Hrg. von Marianne Weber. Tübingen 1988 (7. Aufl.): J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, Max [1921b]: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie III*. Hrg. von Marianne Weber. Tübingen 1988 (8. Aufl.): J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, Max [1922]: *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*. Fünfte, revidierte Auflage, besorgt von Johannes Winckelmann. Tübingen 1980: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Wehler, Hans-Ulrich (1986): Max Webers Klassentheorie und die neuere Sozialgeschichte. S. 193–203 in: Kocka, Jürgen (Hg.): *Max Weber, der Historiker*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wehler, Hans-Ulrich (1989): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Zweiter Band: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen «Deutschen Doppelrevolution» 1815–1849/49*. München (2. Aufl.): Beck.
- Wehler, Hans-Ulrich (1995): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der «Deutschen Doppelrevolution» bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914*. München: Beck.

Sind «gut» publizierte Beiträge auch «gute» Publikationen?¹

Margit Osterloh* und Bruno S. Frey**

Die Qualitätsbeurteilung im wissenschaftlichen Bereich geschieht vorwiegend über Publikationslisten. Je mehr Beiträge jemand in Zeitschriften mit hohem Impact Factor hat, umso besser für die Karriere. Tatsächlich sagt ein hoher Impact Factor einer wissenschaftlichen Zeitschrift nichts über die Qualität einer dort publizierten Arbeit aus. Die sich daraus ergebenden Fehler bei der Beurteilung wissenschaftlicher Qualität sind schwerwiegend.

Wenn sich heutzutage Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler treffen, dreht sich nach kurzer Zeit das Gespräch meist um das Publizieren in wissenschaftlichen Fachzeitschriften. Dabei wird als selbstverständlich unterstellt, dass ein in einer «guten» Zeitschrift veröffentlichter Artikel auch eine gute Publikation und einen wertvollen Beitrag zur Forschung darstellt. Wer in einer Top-Zeitschrift veröffentlicht, findet unter Fachkolleginnen und Fachkollegen grosse Anerkennung.

Was eine «gute» Zeitschrift ist, wird üblicherweise durch den Impact Factor bestimmt, d.h. danach, wie oft im Durchschnitt die Aufsätze in einer Zeitschrift im Zeitraum von zwei Jahren nach deren Veröffentlichung zitiert werden. Die entsprechenden Daten werden vom Institute for Scientific Information (ISI) Web of Knowledge erhoben. Der Impact Factor wird von ISI als verlässlich dargestellt: «a systematic and objective means to critically evaluate the world's leading journals» (vgl. Baum 2010). Entsprechend wird eine wissenschaftliche Zeitschrift mit einem hohen Impact Factor als «gut» taxiert, eine solche mit tiefem Impact Factor als wenig bedeutend. Diese Interpretation hat sich international durchgesetzt (z.B. Archambault und Larivière 2009, Jarwal, Brion und King 2009).

Diese Art der Qualitätsbewertung entscheidet heute massgeblich über die Verteilung der staatlichen Mittel und über die Karrieren von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. An manchen Universitäten werden die Zeitschriften anhand des Impact Factors mit Punkten bewertet, so gibt zum Beispiel eine A+

* CREMA Vermögensverwaltung & Research GmbH, Südstrasse 11, 8008 Zürich.

E-mail: margit.osterloh@business.uzh.ch

<http://www.bsfrey.ch> / www.crema-research.ch / <http://www.wbs.ac.uk/>

<http://www.business.uzh.ch>



Margit Osterloh, Prof. Dr. Dr. h.c., hatte bis zur Emeritierung im Jahr 2009 eine ordentliche Professur für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Zürich. 1981 Promotion an der Freien Universität Berlin, 1990 Habilitation an der Universität Erlangen-Nürnberg. Margit Osterloh war von 2010 bis 2013 Professor of Management Science an der Warwick Business School, University of Warwick, UK. Seit September 2013 ist sie Gastprofessorin an der Zeppelin Universität Friedrichshafen, DE. Des weiteren ist sie Forschungsdirektorin von CREMA (Center for Research in Economics, Management and the Arts) in Zürich und Basel. Margit Osterloh hat einen Ehrendoktor von der Leuphana Universität Lüneburg. Sie war Mitglied des Deutschen Wissenschaftsrates bis im Jahr 2011. Des weiteren hatte sie mehrere Aufsichts- und Verwaltungsratsmandate in der Schweiz sowie in Deutschland inne. Seit 2013 ist sie Mitglied im Advisory Board der Emerging Fields Initiative an der FAU Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg sowie Mitglied im Academic Advisory Board der Zeppelin Universität Friedrichshafen. Die Forschungsgebiete von Margit Osterloh umfassen Organisationstheorien, Unternehmenstheorien, Innovations- & Technologiemanagement, Knowledge Management, Wissenschaftstheorie, Gender Economics und Corporate Governance.

** Department of Economics, University of Zurich. Hottingerstrasse 10, 8032 Zurich.

E-mail: bruno.frey@econ.uzh.ch

<http://www.bsfrey.ch> / <http://www.econ.uzh.ch/faculty/groupfrey.html>



Bruno S. Frey, Prof. Dr. Dr. h.c. mult., Studium der Nationalökonomie an den Universitäten von Basel und Cambridge, UK, Doktorat 1965 und Habilitation 1969 an der Universität Basel. 1969-2006 Ausserordentlicher Professor an der Universität Basel; 1970-1977 Ordentlicher Professor für Finanzwissenschaft an der Universität Konstanz; 1977-2012 Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Zürich; 2010 – September 2013 Distinguished Professor of Behavioural Science an der Warwick Business School at the University of Warwick, UK, und seit August 2012 Gastprofessor an der Zeppelin Universität Friedrichshafen, DE. Research Director CREMA - Center for Research in Economics, Management and the Arts, Switzerland <http://www.crema-research.ch/> Dr. honoris causa der Universitäten St. Gallen sowie Göteborg, der Freien Universität Brüssel, der Universität Aix-en-Provence/Marseille und der Universität Innsbruck. Fellow der Public Choice Society, Fellow der Royal Society of Edinburgh (FRSE), Distinguished CESifo Fellow, Distinguished Fellow der Association for Cultural Economics, International, Gewinner des ersten Stolper-Preises des Vereins für Socialpolitik (der Gesellschaft aller deutschsprachigen Ökonomen).

Forschungsschwerpunkt ist die Anwendung der Ökonomie auf neue Bereiche (Politik, Kunst, Geschichte, Konflikt, Familie) und die Erweiterung des Modells menschlichen Verhaltens durch Einbezug psychologischer und soziologischer Elemente.

¹ Dieser Beitrag ist die leicht veränderte Fassung des Aufsatzes «Gut publizieren = gute Publikation», der am 16. Mai 2013 in den Oekonomenstimme (©KOF ETH Zürich) (<http://www.oekonomenstimme.org/artikel/2013/05/gut-publizieren--gute-publikation/>) sowie in Forschung & Lehre 7/2013, S. 546–547 veröffentlicht wurde.

Publikation 7 Punkte, eine A Publikation 4 Punkte, eine B Publikation 3 Punkte und eine C Publikation 1 Punkt. Eine Habilitation ist weitgehend Formsache, wenn entsprechend diesen Rankings genügend Punkte erreicht werden. Ganz ähnlich wird bei Berufungen auf Professuren vorgegangen. Einige Universitäten zahlen auch Geldbeträge für Publikationen in «guten» Journals.

1. Extremer Fall von Trittbrettfahrern

Einer sorgfältigen empirischen Forschung folgend erweist sich die Vorstellung, eine Publikation in einer «guten» Zeitschrift sei auch eine «gute» Publikation, als schlicht verfehlt.

Der Grund ist die *extrem ungleiche Zahl von Zitierungen einzelner Artikel* in einer Zeitschrift. Die mittels Zitaten gemessene Bedeutung eines wissenschaftlichen Journals hängt massgeblich von sehr wenigen Beiträgen ab. Aus diesem Grund kann nicht von der durchschnittlichen Zahl von Zitaten – dem Impact Factor – auf die Qualität einzelner Beiträge geschlossen werden. Die allermeisten Artikel, die in einer als «gut» gerankten Zeitschrift publiziert werden, profitieren als Trittbrettfahrer von den wenigen Artikeln, die eine grosse Zahl von Zitaten auf sich ziehen. Die meisten Artikel werden hingegen selten oder überhaupt nie zitiert. Rousseeuw (1991, 41, vgl. auch Starbuck 2005, 18, Kieser 2012, 99) drückt dies drastisch aus:

«It is commonly known and a constant cause of frustration that even wellknown journals contain a large fraction of bad articles which are boring, repetitive, incorrect, redundant and harmful to science in general.»

Wer auch nur eine Grundausbildung in Statistik genossen hat, weiss, dass bei einer stark schiefen Verteilung nicht auf Eigenschaften einzelner Werte geschlossen werden darf – und dennoch werden «gut» publizieren und «gute» Publikationen weitgehend gleich gesetzt und entscheiden über Auswahl, Karriere und Einkommen in der Wissenschaft.

2. Empirische Evidenz

Mehrere Studien, die sich mit wirtschaftswissenschaftlichen Publikationen beschäftigen, vergleichen Top-Zeitschriften mit weniger hoch eingeschätzten Zeitschriften (z.B. Oswald 2007; Baum 2010). Die Daten der Studie von Oswald (2007) verfolgen die Zitierhäufigkeit sogar über ein Vierteljahrhundert hin und berücksichtigen damit auch stark verzögerte Zitierungen der Artikel. Die Studie findet, dass die durchschnittliche Zahl von Zitationen wegen der extremen Schiefe der Verteilung wesentlich oberhalb des Medians liegt. Eine sehr kleine Zahl von Aufsätzen generiert die grösste Zahl der Zitate. Viele Artikel

wurden hingegen in 25 Jahren überhaupt nie zitiert. In der wichtigsten Zeitschrift sind mehr als ein Drittel der Aufsätze im Verlauf des Vierteljahrhunderts weniger als 20 Mal von anderen Wissenschaftlern erwähnt worden. Eine beträchtliche Zahl von vielzitierten Beiträgen wurde in «weniger guten» Zeitschriften, und eine solche mit wenig Zitationen wurde in «besonders guten» Zeitschriften veröffentlicht. Aus dem Publikationsort lässt sich somit nicht ohne erhebliche Fehler auf die Qualität eines Beitrages schliessen. Die gleiche Folgerung zieht die umfassende Studie von Laband und Tollison (2003), die nicht zitierte Aufsätze als «dry holes» bezeichnet, sowie die aktuelle Studie von Baum (2010) für die wichtigsten Zeitschriften im Bereich Organisation.

Die in der Wirtschaftswissenschaft beobachtete extrem schiefe Verteilung der Zitate gilt auch für andere Wissenschaften: Aus einem 2005 geschriebenen Editorial in der Zeitschrift *Nature* (2005) wird deutlich, wie ungleich die Verteilung auch in den Naturwissenschaften ist. 89% des Impact Factors für das Jahr 2004 wurde durch gerade 25% der in diesem Jahr in *Nature* veröffentlichten Aufsätze generiert.

Eine von der *International Mathematical Union* (2008) in Auftrag gegebene Studie vergleicht zwei Zeitschriften, die *Proceedings of the American Mathematical Society* (mit einem Impact Factor von 0.434) und die *Transactions of the American Mathematical Society* (mit einem fast doppelt so hohen Impact Factor von 0.846). Die Wahrscheinlichkeit, dass ein zufällig ausgewählter Artikel in der ersten Zeitschrift öfter zitiert wird als in der weit «besseren» zweiten Zeitschrift, ist nicht weniger als 62%! Wir irren uns somit in 62% der Fälle: «We are more often wrong than right». Ein zufällig ausgewählter Artikel in den «schlechten» *Proceedings* ist in deutlich mehr als der Hälfte der Fälle mindestens ebenso gut oder sogar besser als ein zufällig ausgewählter Artikel in den «guten» *Transactions*. Viele Leute überrascht diese Folgerung. Sie ist die Folge einer extrem schiefen Verteilung und eines kurzen zweijährigen Zeitfensters.

Der Chefredaktor von *Science*, Bruce Alberts (2013), stellte jüngst in einem im Mai 2013 publizierten Leitartikel unmissverständlich fest: «As frequently pointed out by leading scientists, this impact factor mania makes no sense Such metrics ... block innovation». Darin wird auch positiv zur im Dezember 2012 erschienen «San Francisco Declaration on Research Assessment» (DORA) Stellung genommen. Darin wird gefordert: «Do not use journal-based metrics, such as journal impact factors, as a surrogate measure of the quality of individual research articles, to assess an individual scientist's contribution, or in

hiring, promotion or funding decisions. „...the scientific content of a paper is much more important than publication metrics...»

3. Folgerungen

Inhaltlich gute Beiträge mit Publikationen in den besten Fachzeitschriften zu identifizieren, ist wegen der stark schiefen Verteilung der Zitierungen unstatthaft; in mehr als der Hälfte der Fälle ist diese Folgerung verfehlt – und trotzdem wird es heute in hohem Ausmass getan! Der Fehler geht nicht auf eine unzureichende Messung zurück, sondern ist grundsätzlich. Jedem in der gleichen Zeitschrift veröffentlichten Artikel den gleichen Wert zuzuordnen, verbirgt die extreme Ungleichheit in den Zitierungen. Viele Autoren sind Trittbrettfahrer von Verfassern einer kleinen Anzahl oft zitierter Beiträge, die den Impact Factor einer Zeitschrift bestimmen. Die Wissenschaft wird dadurch in mehrfacher Hinsicht geschädigt. Die Auswahl der zukünftigen Forscherinnen und Forscher wird verzerrt zugunsten derjenigen, die das Glück hatten, einen oder mehrere Aufsätze in Spitzenzeitschriften zu veröffentlichen. Das Abstellen auf

Impact Factors kann in keiner Weise eine sorgfältige inhaltliche Analyse der einzelnen Beiträge ersetzen (Osterloh 2010). Setzen die Entscheidungsträger – wie heute vielfach üblich – Publikationen in «guten» Zeitschriften mit der Qualität der einzelnen Artikel gleich, werden in erheblichem Ausmass ungeeignete Habilitanden und Bewerber auf Professuren ausgewählt und belohnt. Den Forschenden werden falsche Anreize gesetzt (Frey 2003).

Die harten Einschätzungen einer solchen Politik, etwa durch die International Mathematical Union («vague and misleading»), sollten zu denken geben. Zumindest in Australien scheint ein Umdenken in Gang gekommen zu sein. Der National Health and Medical Research Council (2010) nennt die Bewertung von Beiträgen aufgrund des Impact Factors der Zeitschrift «unfair and unscholarly» und verbietet deren Verwendung in Anträgen.

Ein solcher Lernprozess wäre auch bei uns zu wünschen. ■

Literatur

- Alberts, B. (2013). Editorial: Impact Factor Distortions. *Science*, 17.May 2013, 787.
- Archambault, É. & Larivière, V. (2009). History of the journal impact factor: contingencies and consequences. *Scientometrics*, 79(3), 639–653.
- Baum, J. A. C. (2010). Free-Riding on Power Laws: questioning the validity of the Impact Factor as a measure of research quality in organization studies. *Organization*, 18 (4), 449–466.
- Frey, B. S. (2003): Publishing as prostitution? – Choosing between one's own ideas and academic success. *Public Choice*, 116: 205–223.
- Frey, B. S. & Osterloh, M. (2012). Rankings: Unbeabsichtigte Nebenwirkungen und Alternativen. *Ökonomenstimme* 17. Feb. 2012.
- Internationalen Mathematical Union IMU (2008). *Citation Statistics. A report*. Corrected version, 16/12/08.
- Jarwal, S. D., Brion, A. M., & King, M. L. (2009). Measuring research quality using the journal impact factor, citations and «Ranked Journals»: blunt instruments or inspired metrics? *Journal of Higher Education Policy and Management*, 31(4), 289–300.
- Kieser, A. (2012). JOURQUAL – der Gebrauch, nicht der Missbrauch, ist das Problem. Oder: Warum Wirtschaftsinformatik die beste deutschsprachige betriebswirtschaftliche Zeitschrift ist. *Die Betriebswirtschaft*, 72, 93–110.
- Laband, D. N. & Tollison, R. D. (2003). Dry holes in economic research. *Kyklos*, 56, 161–174.
- National Health and Medical Research Council (2010). NHMRC Removes Journal Impact Factors from Peer Review of Individual Research Grant and Fellowship Applications. *Australian Government*.
- Nature (2005). Editorial: Not-so-deep impact. *Nature* 435, 1003–1004.
- Osterloh, M. (2010): Governance by Numbers. Does it Really Work in research? *Analyse & Kritik*, 32: 267–283.
- Oswald, A. J. (2007). An Examination of the Reliability of Prestigious Scholarly Journals: Evidence and Implications for Decision-Makers. *Economica*, 74, 21–31.
- Rousseeuw, P. J. (1991). A diagnostic plot for regression outliers and leverage points. *Computational Statistics & Data Analysis*, 11(1), 127–129.
- San Francisco Declaration on Research Assessment» (DORA) December 16 2012
<http://am.ascb.org/dora/files/SFDeclarationFINAL.pdf>
- Starbuck, W. H. (2005). How much better are the most prestigious journals? The statistics of academic publication. *Organization Science*, 16, 180–200.

Studiengebühren und ihre Folgen – ein Überblick zur Forschungslage als Beitrag zur aktuellen politischen Diskussion

Anja Zwingenberger*

Zusammenfassung

Vor dem Hintergrund der aktuellen politischen Debatten¹ und den bereits erfolgten bzw. geplanten Erhöhungen der Studiengebühren an verschiedenen Universitäten skizziert der vorliegende Beitrag bisherige Forschungsergebnisse zur möglichen Wirkung von Studiengebührenerhöhungen. Die Aussagen basieren auf einer Literaturanalyse bildungssoziologischer und ökonomischer Studien, die im Zeitraum von 1990–2013 publiziert wurden.

Gut untersucht sind Wirkungen von Studiengebühren hinsichtlich folgender Dimensionen: A) Auswirkungen auf den Studienentscheid, B) Wahrnehmung der Qualitätsaspekte der Universitäten sowie C) Soziale Struktur der Studentenschaft.

Der Forschungsstand zeigt einen negativen Effekt von Gebührenerhöhungen auf die Studierendenzahlen sowie einen positiven Effekt von Hilfszahlungen auf die Studienentscheidung. Untersuchte Variablen sind unter anderem die subjektive Einschätzung der Ausbildungsqualität und der künftigen Berufschancen, der Bildungshintergrund der Eltern, die Studienrichtung sowie der Einfluss des lokalen Studienangebotes. Studiengebühren steigern die Erwartungshaltung der Studierenden hinsichtlich der gebotenen Ausbildungsqualität und künftiger Erwerbsaussichten. Univer-

sitäten, denen hohe Qualität «zugeschrieben wird», können höhere Studiengebühren verlangen als Universitäten mit weniger hohen Standards, sie sind jedoch einer überregionalen Konkurrenz im hochpreisigen Segment des Hochschulbildungsmarktes ausgesetzt. Es besteht jedoch die Gefahr von negativen Auswirkungen im Hinblick auf die «soziale und geschlechtliche Durchmischung» der Studentenschaft.

1. Einleitung

Im Kontext der Diskussion um Studiengebühren bleiben viele Fragen offen: Wie reagieren Studierende auf Studiengebührenerhöhungen? Welche mittelbaren Veränderungen ergeben sich für die Universitäten? Gibt es ein erhöhtes Anspruchsdenken der Studierenden oder bleiben Sie den Universitäten fern? Steigt die Studienqualität? Kommt es zu einer Elitisierung der Bildung? Trotz der kontrovers und teilweise ideologisch geführten Diskussion fehlt es an nationalen Übersichtsarbeiten. Meist empirisch unbelegte Hypothesen über Wirkungszusammenhänge einzelner Variablen oder Variablenbündel stehen stattdessen im Vordergrund einer emotionalisierten Debatte.

Für die Schweiz liegen kaum Studien vor. Der Forschungsstand über Wirkungsweisen im deutschsprachigen Raum umfasst grösstenteils Studien aus Deutschland. Umfangreiche empirische Literatur ist in angelsächsischen Ländern zu finden. Bei diesen Studien ist zu berücksichtigen, dass die jeweiligen Hochschulsysteme stark differieren und auch die Geschichte von Studiengebühren eine jeweils andere ist. In Ländern wie den Niederlanden, Großbritannien, Australien und den USA werden Studiengebühren bereits seit einem längeren Zeitraum erhoben.

Ziel des vorliegenden Beitrages ist die Darstellung möglicher Wirkungen von Studiengebühren an Universitäten. Die möglichen Folgen werden in unterschiedlichen Dimensionen konzeptionell getrennt dargestellt. Die Aussagen basieren auf einer Literaturanalyse bildungssoziologischer und ökonomischer Studien, die im Zeitraum von 1990–2013 publiziert wurden.

2. Studiengebühren in der Schweiz

Laut den von der Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten (CRUS) 2012 formulierten Thesen können Studiengebühren vier Funktionen erfüllen: Zum Ersten dienen sie als administrative Gebühr, zum Zweiten als Kompensation der entstehenden

¹ «Gratis an die Universität? – Studierende wollen Studiengebühren abschaffen» (NZZ, 2013); «Wirbel um ETH-Gebühren» (NZZ Campus, 2013); «Unterstützung für die Zürcher Bildungsinitiative» (NZZ Campus, 2013b); «HSG verschont Bachelor bei Gebührenerhöhung» (NZZ Campus, 2012).

* Universität St. Gallen, Guisanstrasse 11, 9010 St. Gallen.

E-mail: anja.zwingenberger@unisg.ch



Anja Zwingenberger hat nach dem Studium der Betriebswirtschaftslehre und der Verwaltungswissenschaften an der Universität Konstanz im Jahr 2008 mit einer Arbeit zur empirischen Überprüfung der Wirksamkeit multimedialer Lernmaterialien an der RWTH Aachen promoviert. Während mehreren Jahren arbeitete Anja Zwingenberger in der

Arbeitsgruppe von Prof. Rainer Schnell am Center for Quantitative Methods and Survey Research der Universität Konstanz.

Anja Zwingenberger ist seit 2010 Projektleiterin des Assessmentjahres an der Universität St. Gallen. Sie ist Habilitandin an der School of Humanities and Social Sciences (SHSS) der Universität St. Gallen bei Prof. Dr. F. Schultheis.

Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Soziologischen Bildungsforschung, der Selektion und Elitebildung sowie der quantitativen und qualitativen Methoden der Sozialforschung.

Ausbildungskosten, zum Dritten als finanzielle Umverteilung, zum Beispiel für die Finanzierung von Stipendien, und zum Vierten entfalten sie Lenkungs-funktion (CRUS, 2012).

Studiengebühren müssen stets im Kontext der de-zentralen Hochschulfinanzierung durch den Kanton gesehen werden. Die Verteilung der Finanzierungs-last ist durch die Interkantonale Universitätsverein-barung geregelt (Ringe & von Bülow, 2013, S.35ff). Die Studierenden zahlen Studiengebühren, die uni-versitätsspezifisch variieren, jedoch unabhängig vom Studienfach veranschlagt sind. Zusätzlich findet ein finanzieller Ausgleich zwischen den Kantonen statt. Die Höhe der Gebühren kann von den Universitäten festgesetzt werden.

Tabelle 1 zeigt, dass die dezentrale Regelung zu un-terschiedlichen Ausgestaltungen der Studiengebüh-ren führt. Für inländische Studierende variiert die Höhe der Studiengebühren pro Jahr zwischen 1'000 SFr. (Universität Genf) und 4'000 SFr. (Università della Svizzera italiana USI). Zusätzliche Gebühren für ausländische Studierende werden an den Universitä-ten Freiburg, Luzern, Neuenburg, St. Gallen, Zürich und an der USI erhoben.²

Die Höhe der durchschnittlichen jährlichen Studien-gebühren⁴ der Schweiz liegt mit einer Höhe von 889 US-Dollar für Studierende im Vollzeitstudium im in-ternationalen Vergleich im unteren Drittel (OECD, 2012).⁵

² Aufgrund der Sparvorgaben des Kantons wird die Universität St. Gallen auf Herbst 2014 ihre Studiengebühren nochmals erhöhen. Davon ausgenommen sind reguläre Schweizer Bachelor-Studierende sowie in- und ausländische Doktorierende. Vorbehaltlich der Zu-stimmung der Regierung des Kantons St. Gallen zu einer aktualisierten Gebührenordnung gelten ab dem 1.8.2014 folgende Studiengebühren: www.unisg.ch/de/HSGServices/HSGMediacorner/Aktuell/RssNews/Campus/2012/Dezember/Studiengebuehren-20Dezember2012

³ Ausländische Studierende an der Universität St.Gallen unterliegen besonderen Zulassungsvoraussetzungen (Zulassungsprüfung/GMAT/GRE) und einer Ausländerquote von 25%.

⁴ Im OECD-Bericht Education at a glance werden die gewichteten Mittelwerte der länderspezifischen Studiengebühren, das Tertiary-Type A Education Program eines Landes berücksichtigt. Laut Definition der OECD sind dies hauptsächlich theoriebasierte Programme, die ein Vollzeitstudium von mindestens drei Jahren umfassen. Diese Programme werden gemäss OECD-Bericht nicht ausschliesslich an Universitäten angeboten. Demnach beinhalten die Berechnungen auch die Studiengebühren anderer Bildungsinstitutionen der Tertiärstufe, wie beispielsweise der Fachhochschulen. (Quelle: OECD, 2012, Education at a Glance 2012, S. 23)

⁵ Die Datengrundlage der OECD bezieht sich auf das Jahr 2009. Zahl-reiche aktuelle Änderungen in den Mitgliedsstaaten, wie beispiels-weise die Abschaffung 2012 der Studiengebühren durch ein Urteil des Verfassungsgerichtshofes in Österreich oder die Erhöhung des Höchst-betrages 2010 auf 9000 Pfund im Vereinigten Königreich, sind somit noch nicht antizipiert.

Tabelle 1: Schweizer Universitäten: Studiengebühren pro Jahr (in CHF)

Quelle: CRUS Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten (Webseiten der Schweizer Universitäten, Stand 25.01.2013)

	EPFL	ETHZ	BS	BE	FR	GE	LA	LU	NE	SG ³	ZH	USI
Für SchweizerInnen	1'266	1'288	1'400	1'568	1'310	1'000	1'160	1'620	1'030	2'452	1'538	4'000
Zusätzliche Gebühren für AusländerInnen					300			600	550	1'800	1'000	4'000
Für AusländerInnen	1'266	1'288	1'400	1'568	1'610	1'000	1'160	2'220	1'580	4'252	2'538	8'000

3. Studiengebühren im OECD Vergleich



Abbildung 1: Jährliche Studiengebühren in den OECD-Ländern (Quelle: OECD, 2012b, Education at a Glance 2012, S.53)⁶

Da sich die Datengrundlage auf Zahlen aus dem Jahr 2009 bezog, führte die Autorin des vorliegenden Beitrages für diesen Beitrag eine Aktualisierung der OECD-Berechnung zum Stand 2012 durch. Diese ergab durchschnittliche Studiengebühren pro Student und Jahr von ca. 1'594 SFr./1'122 US Dollar.⁷

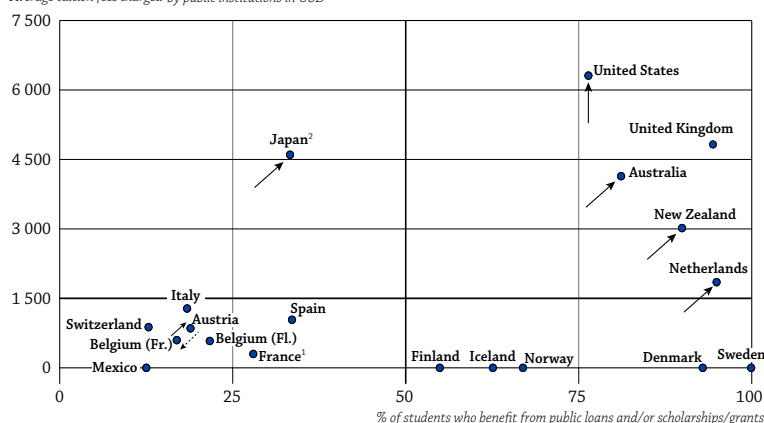
Neben der Höhe der Studiengebühren hat das Vorhandensein bzw. die Höhe von Studienförderungs-instrumenten eine zentrale Bedeutung für die genauen Folgen von Studiengebühren. Analog zum Hauptbericht der Erhebung zur sozialen und wirt-schaftlichen Lage der Studierenden an den Schweizer Hochschulen 2009 gelten hier alle Stipendien und Darlehen als Studienförderung, die von der öffent-lichen Hand (Bund, Kanton, Gemeinde), den Hoch-schulen sowie privaten Organisationen ohne Er-werbszweck gewährt werden. Nicht berücksichtigt sind somit Mobilitätsstipendien (zum Beispiel «Erasmusstipendien») sowie private Bankkredite (BFS, 2010, S.76).

Das nachfolgende Schaubild stellt eine kombinierte Darstellung der Höhe der Studiengebühren mit dem «Nutzungsgrad» der Studienförderinstrumente dar.

⁶ Dargestellt sind jährliche Studiengebühren in Dollaräquivalenten, welche mit PPP (purchasing power parity) ermittelt wurden.

⁷ Berechnungsmethode analog OECD.

Average tuition fees charged by public institutions in USD

**Abbildung 2: Studiengebühren und Stipendien**(Quelle: OECD, 2012, *Education at a Glance 2012*, S.272)

Im OECD-Bericht 2012 (OECD, 2012, S.278) werden die Mitgliedsstaaten unter Berücksichtigung der Höhe der Studiengebühren und der vorhandenen Studienförderungssysteme in vier Kategorien unterschieden:

1. Keine oder tiefe Studiengebühren und grosszügiges Unterstützungssystem für Studierende: Diese Kategorie umfasst die nordeuropäischen Länder (Finnland, Norwegen, Island, Dänemark und Schweden).
2. Hohe Studiengebühren und gut entwickeltes Unterstützungssystem für Studierende: Diese Gruppe beinhaltet die Länder Australien, Kanada, die Niederlande, Neuseeland, das Vereinigte Königreich und die Vereinigten Staaten.
3. Hohe Studiengebühren, aber ein gering entwickeltes Unterstützungssystem für Studierende: Japan und Korea.
4. Tiefe Studiengebühren und weniger entwickeltes Unterstützungssystem für Studierende: Österreich, Belgien, die Tschechische Republik, Frankreich, Irland, Italien, Polen, Portugal, Schweiz, Spanien und Mexico.

Die Schweiz befindet sich im Cluster der moderaten Studiengebühren und wenig ausgebauten Studienförderungssystemen. Nach Angaben des Berichts zur sozialen Lage der Studierenden erhielten 16% der Studierenden zum Zeitpunkt der Befragung (Studienjahr 2008/2009) ein Stipendium oder ein Darlehen für das Studienjahr. 2% warteten auf den Entscheid über ihren Antrag (BFS, 2010, S.76).

Deutschland fehlt in dieser Übersicht. In Deutschland wurde im Januar 2005 das im Hochschulrahmengesetz eingeführte Verbot zur Erhebung von Studiengebühren durch das Bundesverfassungsgericht aufgehoben, weil es in die Gesetzgebung der Länder eingreife. Seit diesem Zeitpunkt konnte die

Erhebung von Studiengebühren in den Länderparlamenten entschieden werden. Dies beendete die dreissigjährige Tradition des kostenfreien Studiums in Deutschland. In der Folge wurden Studiengebühren in den Bundesländern Hamburg, Niedersachsen, Hessen, Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg, Bayern und dem Saarland eingeführt. Eine sehr heterogene «Studiengebührenlandschaft» in Deutschland war die Folge. In fünf von sieben Bundesländern wurden die Studiengebühren in den Folgejahren wieder abgeschafft.⁸ Aus diesem Grund wurden diese Daten auch nicht in der OECD-Übersicht ausgewiesen (OECD, 2012c, S.344).

Die Mehrheit der Bundesländer legte einen Beitrag von 500 Euro pro Semester (Helbig, Baier & Kroth, 2012, S.227ff.) fest. Die Wirkungen in den einzelnen deutschen Bundesländern konnten nachfolgend gut erforscht werden (siehe Heine, Quast & Spangenberg, 2008; Hetze & Winde, 2010; Heine & Quast, 2011; Helbig, Baier & Kroth, 2012; Dietrich & Gerner, 2012; Alecke & Mitze, 2012; Janeba, Kemnitz & Ehrhart, 2007). Eine einheitliche Interpretation der Folgen basierend auf den «deutschen Ergebnissen» ist aber nicht möglich, da sich die Forschungsergebnisse widersprechen.

Im Weiteren werden die möglichen Auswirkungen von Studiengebühren auf a) Studienentscheidung, b) Qualität der Hochschule sowie c) Soziale Struktur der Studentenschaft dargestellt.

4. Einfluss von Studiengebühren auf den Prozess der Studienentscheidung

Zur Klärung des Prozesses des Studienwahlentscheides und dessen möglicher Determinanten können entscheidungs- und handlungstheoretische Forschungsansätze herangezogen werden.⁹

Es handelt sich um Varianten von «Rational Choice» – Theorien die von Boudon (1974), Breen und Goldthorpe (1997) und Esser (1999) ausgearbeitet wurden. In diesen Modellen werden in der Regel drei Komponenten wie die Bildungskosten; erzielbare Bildungsrenditen (d.h. erwartete Berufs- und Einkommenschancen und sozialer Aufstieg und Statussicherung durch Vermeidung eines Abstiegs) sowie die Erfolgswahrscheinlichkeit abgewogen. Bildungsverläufe werden hier als Resultat individueller Entscheidungsprozesse betrachtet (vgl. Erikson & Jonsson, 1996; Becker & Hecken, 2007; Schindler &

⁸ Zur Übersicht der Gebührenerhöhungen in den einzelnen deutschen Bundesländern im Zeitverlauf siehe Helbig, Baier & Kroth, 2012, Tabelle 1, S.231 sowie Alecke & Mitze, 2012, S.359 ff.

⁹ Einen sehr guten Überblick über Humankapitaltheorien gibt Kirsten (1999).

Reimer, 2010, S.650). Bei der Einschätzung aller drei Elemente spielen soziale Herkunftsbedingungen eine entscheidende Rolle (Vester, 2006, S.16). Schichtspezifische Unterschiede im Bildungsverhalten sind von der Forschung breit bestätigt (siehe beispielhaft Becker & Solga, 2012, S.15). So fällt beispielsweise der Anteil von Akademikerkindern an der Universität signifikant höher (Becker & Lauterbach, 2010, S.12; Esser, 1999, S.265ff.; Becker, 2009; Müller & Pollak, 2010, S.336; Müller, Pollak, Reimer & Schindler, 2011; Vester, 2006, S.18) aus.

Die mit einem bestimmten Bildungsgang verbundenen Kosten mögen sich für verschiedene soziale Gruppen faktisch zwar nicht unterscheiden, weniger bemittelten Gruppen fällt es aber schwerer, die durch das Studium entstehenden Kosten zu tragen. Sie haben zudem auch einen kürzeren Zeithorizont, innerhalb dem sich Bildungsinvestitionen auszahlen müssen (Hillmert & Jacob, 2003). Im Kontext der Studiengebühren kann man konstatieren, dass Befragte, deren Eltern über keinen Hochschulabschluss verfügen, sich deutlich häufiger mit Finanzierungsproblemen während eines Studiums konfrontiert sehen (Asdonk & Bornkessel, 2011, S.11; Kramer et al., 2011, S.483). Die Ergebnisse der jüngsten Forschung in Deutschland weisen weiterhin darauf hin, dass die sozialen Ungleichheiten beim Übergang ins Studium zunehmen (Lörz & Schindler, 2011). Dieser Anstieg herkunftsspezifischer Unterschiede zeigt sich insbesondere in einer zunehmenden Kostensensibilität von Frauen aus bildungsfernen Familien (Lörz, 2013).

Weniger bemittelten Gruppen haben ein niedrigeres finanzielles Polster und können weniger lang warten bis sich die Bildungsaufwendungen und die während der Bildungsjahre entgangenen Einkommen durch die höheren späteren Erwerbseinkommen ausgleichen. Typischerweise schätzen statushöhere Gruppen auch den Nutzen von Bildung höher ein. Je geringer für Sozialschichten die soziokulturelle Distanz zum System höherer Bildung ist, desto eher entscheiden sie sich für ein Hochschulstudium, desto eher gelingt der Hochschulzugang und desto erfolgreicher sind sie beim Erwerb eines akademischen Abschlusses. Die ökonomische Ausgangsverteilung bei den Studienberechtigten führt über sozial selektive Ausbildungsentscheidungen zu persistenten Ungleichheiten von Bildungschancen beim Hochschulzugang (Desjardins, Ahlburg & McCall, 2006; Becker & Hecken, 2007, S.201).

Studiengebühren haben an der finanziellen Belastung der Studierenden einen entscheidenden Anteil, wie eine von der Erziehungsdirektorenkonferenz der

Schweiz 2011 in Auftrag gegebene Studie zeigt. Analysiert wurde, dass Studiengebühren bei einkommensschwachen Studierenden für den Studienverlauf entscheidend sind. Bereits eine Gebührensatz von 1'250 SFr. im Semester führt im Vergleich zu einer Gebühr von 750 SFr. zu finanziellen Schwierigkeiten und kann einen chancengerechten Bildungszugang nicht mehr gewährleisten (Heuberger, 2011, S.11, 39).

Die auf Deutschland bezogenen deskriptiven Analysen zeigen, dass sich Frauen häufiger durch Studiengebühren verunsichern bzw. von der Realisierung ihrer Studienoption abschrecken lassen als Männer. Auch Studienberechtigte aus hochschulfernen Elternhäusern reagieren hinsichtlich der Realisierung ihrer ursprünglichen Studienpläne sensibler auf die Einführung allgemeiner Studiengebühren (Heine, Quast & Spangenberg, 2008, S.39).

Bezogen auf den deutschsprachigen Raum haben aktuelle, von der politischen Diskussion stark rezipierte¹⁰ analytische Studien zu den Auswirkungen von Studiengebühren unter Rückgriff auf dieselbe empirische Analyse-methode gegensätzliche Aussagen erzielt (Baier, Helbig, 2011; Helbig, Baier & Kroth, 2012; Dietrich & Gerner, 2012).

Die Wissenschaftler M. Helbig und T. Baier vom Wissenschaftszentrum Berlin untersuchten mit Hilfe von Daten der Jahre 1999–2008 des «Studienberechtigtenpanels» des Hochschulinformationssystems (HIS)¹¹ die möglichen Auswirkungen der Einführung von Studiengebühren auf die Studienbereitschaft in Deutschland.

Mit Stichprobengrößen von jeweils über 10'000 Studienberechtigten (Helbig, Baier & Kroth, 2012, S.231) und unter Verwendung des «Difference-in-Differences» (DiD)-Verfahrens zeigten sie auf, dass es keine empirische Evidenz dafür gibt, dass die Einführung von Studiengebühren einen Rückgang der Studierneigung der Studienberechtigten zur Folge hat (Helbig, Baier & Kroth, 2012, S.241).

¹⁰ Die 2011 unter dem Titel «War all die Aufregung umsonst? Über die Auswirkung der Einführung von Studiengebühren auf die Studienbereitschaft in Deutschland» veröffentlichte empirische Studie sorgte für grosse Medienresonanz.

¹¹ Die Hochschul-Informationssystem GmbH verantwortet in Deutschland einmalige Untersuchungsreihen, wie die «Studienberechtigtenpanels», die «Studienanfängerbefragungen» oder die «Sozialerhebungen» und ihr internationales Pendant «Eurostudent». Diese teilweise als Längsschnittuntersuchungen angelegten Stichprobenerhebungen dienen der Langzeitbeobachtung von Entwicklungen im Hochschulbereich.

Die Wissenschaftler H. Dietrich und H.D. Gerner vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung untersuchten dieselbe Fragestellung mit Daten der Jahre 2000–2006 anhand des «Arbeiten und Lernen im Wandel»-Datensatzes (ALWA).

Mit einer Stichprobengrösse von 630 Studienberechtigten (Dietrich & Gerner, 2012, S.2409) und ebenfalls unter Verwendung des DiD-Verfahrens konnten die Autoren einen Rückgang der Studierneigung bei Erhöhung der Studiengebühren feststellen (Dietrich & Gerner, 2012, S.2412).

Aufgrund der vergleichsweise geringen Stichprobengrösse des von Dietrich und Gerner (2012) verwendeten Datensatzes sind ihre Ergebnisse zu hinterfragen.

Allerdings müssen auch die Ergebnisse von Helbig, Baier und Kroth (2012) insofern relativiert werden, als dass auf Basis der Befunde der Studie nicht der Schluss gezogen werden kann, dass Studiengebühren per se keinen negativen Effekt auf die Studierneigung haben. Denn die Forscher hatten für ihre Analysen einen Maximalbetrag von 500 Euro Gebühren pro Semester angesetzt. Gemäss den Autoren lassen sich daher keine Aussagen darüber treffen, wie sich die Studierneigung bei noch höheren Gebühren verändert (Helbig, Baier & Kroth, 2012, S.241).

Hilfzahlungen hingegen wird ein positiver Effekt auf die Studienentscheidung zugeschrieben (z.B. Abraham & Clark, 2006; Dynarski, 2003; Ichimura & Taber, 2002). Ungeklärt ist allerdings in welchem Masse Stipendien und Subventionen unentschiedene Studierende, die auch andere Ausbildungsoptionen im Blick haben, zur Studienaufnahme motivieren (Mumper, 1996).

Für die Situation in der Deutschschweiz ist insbesondere das lokale Hochschulangebot und dessen Einfluss auf die Studienwahl zu berücksichtigen. Hier wird der Studienentscheid signifikant durch die Distanz zur nächstgelegenen Hochschule beeinflusst (Denzler & Wolter, 2010; BFS, 2010, S.34). Diese Distanzrestriktion zeigt dabei ein «Equity»-Problem: Vor allem sozioökonomisch weniger privilegierte Studierende werden in ihren Entscheidungen eingeschränkt und nutzen deshalb das Angebot der lokalen Hochschulen. Werden dort die Studiengebühren erhöht, kann der Studienwahlentscheid negativ beeinflusst werden.

5. Wechselwirkungen von Studiengebühren und Qualität der Hochschule

Komplexe, nur bei der Betrachtung längerer Intervalle messbare Zusammenhänge bestehen zwischen den

Studiengebühren, der Qualität einer Universität¹² sowie der fachlichen Qualität der Studierenden dieser Universität. Universitäten, denen hohe Qualität zugeschrieben wird, können höhere Studiengebühren verlangen als Universitäten mit weniger hoch wahrgenommenen Standards. Das Prestige einer Universität hat demnach einen bedeutenden Einfluss auf die Höhe der Studiengebühren (Christopherson, 2002).

Leistungsorientierte Studierende tendieren dazu, eine Universität dieser wahrgenommenen Kategorie (Eliteuniversität) zu besuchen. Die Universitäten mit vergleichsweise hohen Studiengebühren (und hoher Qualität) sind somit hauptsächlich einer überregionalen Konkurrenz im hochpreisigen Segment des Hochschulbildungsmarktes ausgesetzt (Cook & Frank, 1993). Es entwickelt sich ein Talentwettbewerb in dem dezidiert qualitätsorientierten Segment der Universitätslandschaft, bei welchem Förderprogramme der Universitäten, insbesondere leistungsabhängige Stipendien, Investitionscharakter annehmen. Im amerikanischen Bildungssystem gehen hohe Studiengebühren bei besser rangierten Universitäten oft mit höheren finanziellen Unterstützungsleistungen für die Studierenden einher (Chu & Tran, 2010).

Die höheren Einnahmen aus den Studiengebühren können mittel- bis langfristig wiederum in Verbesserungen an der Universität investiert werden (Epple, Romano & Sieg, 2006). Angesichts eines steigenden Finanzierungsbeitrags der Universitäten aus Studiengebühren gilt dies jedoch nur solange öffentliche Mittel nicht reduziert werden.

Verschiedene ökonomische Studien untersuchen weiter den Effekt von finanzieller Unterstützung im Hinblick auf die Qualität der Studierenden. Diese Studien kommen zum Schluss, dass Studiengebühren die Erwartungen der Studierenden nach «Value for money» steigern und zur Etablierung einer «Customer Culture» führen (DeForest & McDuff, 2007; Jones, 2010). Folgt man dieser Argumentation, übt die gesteigerte Erwartungshaltung einen Anpassungsdruck auf die akademischen und administrativen Einheiten der Universitäten aus; die Studierenden könnten bei negativer Bewertung des Studenumfelds mit Abwanderung «drohen».

Studiengebühren wirken demnach in Richtung der Verbesserung von Effizienz aufgrund der Erhöhung von Wettbewerbseffekten innerhalb eines Marktsegments (Janeba, Kemnitz & Ehrhart, 2007).

¹² Einen guten Überblick zu Qualitätsaspekten an amerikanischen Universitäten gibt Gibbs (2010).

6. Einfluss von Studiengebühren auf die soziale Struktur der Studentenschaft

Die soziale Struktur der Studentenschaft resultiert unmittelbar aus den Konsequenzen der Studienentscheide. Wie bereits dargelegt, spielt dabei der sozioökonomische Hintergrund der Eltern eine grosse Rolle. Das Einkommen bzw. die Schichtzugehörigkeit der Eltern spielt aus bildungsökonomischer Sicht eine wichtige Rolle für den Studienentscheid (Acemoglu & Pischke, 2001; van der Klaauw, 2002) und somit für die Zusammensetzung der Studierenden. Ein klarer Effekt lässt sich auch hinsichtlich der Studienentscheide von Frauen feststellen. Je höher die Gebühren ausfallen, desto geringer ist durchgängig der Frauenanteil an den Hochschulen (Guhn, 2007). Es ist zu erwarten, dass bei Gebührenerhöhungen der Frauenanteil bei den Neueinschreibungen absinkt. Insbesondere bei Frauen aus weniger bildungsstarken Herkunftsmilieus ist dieses Szenario wahrscheinlich.

Bei den Bildungsinländern ist ein «Abschreckungspotential» für das ohnehin sehr schmale Segment potentieller Studierender bildungsferner Herkunft gegeben. Es kann zu einem leichten «Exit» bei Studierenden aus einkommensschwächeren Herkunftsmilieus führen. Deutlicher abschreckend wirken massive Gebührenerhöhungen für Bildungsausländer. Betroffen sind davon Studierende aus den Mittelschichten. Hier besteht die Gefahr abweichender Studienwahl oder verschärfter Zwangslagen während des Studiums bis hin zum Studienabbruch. Dies kann sich bei hohen Gebühren für ausländische Studierende in Richtung einer stärkeren sozialen Exklusivität auswirken. Geht man von der Annahme aus, dass in der Gruppe der Bildungsausländer hochtalentiertere Studienanfänger nicht allein aus einkommensstarken Familien kommen, besteht mit einer massiven Erhöhung der Studiengebühren bereits im ersten Jahr ein Problem der Unteraussschöpfung zukünftiger «Exzellenz», deren negative Effekte sich angesichts dieser früh aufgestellten finanziellen Hürden mittelfristig potenzieren. Studiengebühren haben aufgrund dieser Studienlage eine klar negative Auswirkung auf die «soziale und geschlechtliche Durchmischung» der Studentenschaft.

7. Fazit

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die soziologische und ökonomische Bildungsforschung eine Vielzahl von Befunden zu den Wirkungen von Studiengebühren auf die Studienentscheidung und die soziale Zusammensetzung der Studentenschaft bereithält.

Die Forschungsergebnisse sind nicht homogen, weisen im Sinne eines Marktgleichgewichtes aber mehr-

heitlich auf negative Effekte hoher Studiengebühren hin, wenn ein System ausreichend dotierter, kompensatorischer Angebote von Stipendien und Darlehen fehlt oder von der Zielgruppe wenig wahrgenommen bzw. in Anspruch genommen wird. Dies kann zu negativen Effekten der «sozialen und geschlechtlichen Durchmischung» der Studentenschaft führen. Das Schwinden von Studierenden aus einkommensschwachen oder bildungsfernen Herkunftsmilieus sowie die Unausgewogenheit der Geschlechterverteilung kann zu einer Unteraussschöpfung der «Exzellenz» führen – ein Faktum, das für an hohen Qualitätsstandards orientierte Hochschulen nicht vernachlässigbar sein dürfte.

Weniger erforscht sind Qualitätsaspekte bei Studiengebührenerhöhungen. Universitäten, denen hohe Qualität «zugeschrieben wird», können höhere Studiengebühren verlangen als Universitäten mit weniger hohen Standards; sie sind jedoch einer überregionalen Konkurrenz im hochpreisigen Segment des Hochschulbildungsmarktes ausgesetzt.

Jede Veränderung bei den Studiengebühren hat Konsequenzen, insbesondere für die Erwartungen der Studierenden, das Image der Universität sowie die anderen Finanzierungsquellen (CRUS, 2012). Auch birgt sie die Gefahr der Verunsicherung der Studierenden.

Diesem Umstand muss in hohem Masse Rechnung getragen werden. In welchem Umfang negative Effekte der Abschreckung durch positive Effekte (Erwartungen an das Studium/Erfolgsaussichten) überlagert werden, bleibt offen.

Zu konstatieren bleibt aber, dass die Frage der individuell eingeschätzten «Bildungsrendite» auch durch politische Diskurse «gefärbt» wird. Die politische Diskussion sollte diesem Aspekt Rechnung tragen und eine differenzierte Betrachtungsweise anstreben.

Einem gut funktionierenden und gut dotierten Stipendienwesen kommt angesichts der Studiengebührenerhebungen und ihren möglichen einschneidenden sozialen Impulsen grosse Bedeutung zu.

Auch die von der Erziehungsdirektorenkonferenz in Auftrag gegebene und 2011 veröffentlichte Studie (Heuberger, 2011) formuliert diesen Sachverhalt sehr explizit:

«Um unerwünschte Ungleichverteilung zu vermeiden, müsste eine Erhöhung von Studiengebühren von grundsätzlichen Anpassungen des Gebühren-

bzw. Stipendiensystems begleitet werden. So müssten entweder die Hochschulen direkt für die sozialen Abfederungen der Gebühren aufkommen, oder zwischen den Kantonen müsste ein System von Ausgleichszahlungen aufgebaut werden. Letzteres wäre

aber nur möglich, wenn sich die Stipendiensysteme der Kantone nicht mehr unterscheiden würden. Voraussetzung wäre also eine nahezu vollständige Harmonisierung der Stipendiensysteme der Kantone» (Heuberger, 2011, S.5). ■

Literatur

- Abraham, K. G. & Clark, M. A. (2006). Financial Aid and Students' College Decisions: Evidence from the District of Columbia Tuition Assistance Grant Program. *The Journal of Human Resources*, 41(3), 578–610.
- Acemoglu, D. & Pischke, J.-S. (2001). Changes in the wage structure, family income, and children's education. *European Economic Review*, 45, 890–904.
- Alecke, B. & Mitze, T. (2012). Studiengebühren und das Wanderungsverhalten von Studienanfängern: Eine panel-ökometrische Wirkungsanalyse. *Perspektiven der Wirtschaftspolitik*, 13(4), 357–386.
- Asdonk, J. & Bornkessel, P. (2011). Der Übergang Schule – Hochschule. In P. Bornkessel & J. Asdonk (Hrsg.), *Der Übergang Schule - Hochschule: Zur Bedeutung sozialer, persönlicher und institutioneller Faktoren am Ende der Sekundarstufe II* (S.1–17). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Baier, T. & Helbig, M. (2011). *War all die Aufregung umsonst? Über die Auswirkung der Einführung von Studiengebühren auf die Studienbereitschaft in Deutschland*. WZB Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Discussion Paper: P 2011–001.
- Becker, R. (2009). Wie können «bildungsferne» Gruppen für ein Hochschulstudium gewonnen werden? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 61(4), 563–593.
- Becker, R. & Hecken, A. E. (2007). Studium oder Berufsausbildung? Eine empirische Überprüfung der Modelle zur Erklärung von Bildungsentscheidungen von Esser sowie von Breen und Goldthorpe. *Zeitschrift für Soziologie*, 36(2), 100–117.
- Becker, R. & Lauterbach, W. (2010). Bildung als Privileg – Ursachen, Mechanismen, Prozesse und Wirkungen. In R. Becker & W. Lauterbach (Hrsg.), *Bildung als Privileg Erklärungen und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheit* (4. Aufl., S.11–49). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Becker, R. & Solga, H. (2012). Soziologische Bildungsforschung: eine kritische Bestandsaufnahme. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft*, 52, 7–43.
- BFS - Bundesamt für Statistik. (2010). *Studieren unter Bologna: Hauptbericht der Erhebung zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der Studierenden an den Schweizer Hochschulen 2009*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.
- Boudon, R. (1974). *Education, Opportunity, and Social Inequality. Changing Prospects in Western Society*. New York: Wiley & Sons.
- Breen, R. & Goldthorpe, J. H. (1997). Explaining Educational Differentials. Towards a Formal Rational Action Theory. *Rationality and Society*, 9(3), 275–305.
- Christopherson, N. (2002). *Predicting Tuition at the US News Top 50 Liberal Arts Colleges*. Whitman College: Office of Institutional Research.
- Chu, J. & Tran, K. (2010). *College Tuition: Data mining and analysis*. Abgerufen von http://cs-people.bu.edu/dgs/courses/cs105/hall_of_fame/jchu28_ktran11.pdf.
- Cook, P. J. & Frank, R. H. (1993). The Growing Concentration of Top Students at Elite Schools. In C. T. Clotfelter & M. Rothschild (Hrsg.), *National Bureau of Economic Research, Studies of Supply and Demand in Higher Education* (S.121–144). Chicago and London: University of Chicago Press.
- CRUS – Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten. (2012, Oktober). *Newsletter*, Nr. 28. Abgerufen von <http://www.crus.ch/index.php?id=3178>
- DeForest, & McDuff. (2007). Quality, Tuition, and Applications to In-State Public Colleges. *Economics of Education Review*, 26(4), 433–449.
- Denzler, S. & Wolter, S. C. (2010). Der Einfluss des lokalen Hochschulangebots auf die Studienwahl. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 13(4), 683–706.
- Desjardins, S. L., Ahlburg, D. A. & McCall, B. P. (2006). An Integrated Model of Application, Admission, Enrollment, and Financial Aid. *Journal of Higher Education*, 77(3), 381–429.
- Dietrich, H. & Gerner, H.-D. (2012). The effects of tuition fees on the decision for higher education: evidence from a german policy experiment. *Economics Bulletin*, 32(3), 2407–2413.
- Dynarski, S. M. (2003). Does Aid Matter? Measuring the Effect of Student Aid on College Attendance and Completion. *The American Economic Review*, 93(1), 279–288.
- Epple, D., Romano, E. & Sieg, H. (2006). Admission, Tuition, and Financial Aid Policies in the Market for Higher Education. *Econometrica*, 74(4), 885–928.
- Erikson, R. & Jonsson, J. O. (1996). Explaining Class Inequality in Education: The Swedish Test Case. In R. Erikson et al. (Hrsg.), *Can Education Be Equalized? The Swedish Case in Comparative Perspective* (S.1–63). Stockholm: Westview Press.

- Esser, H. (1999). *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 1: Situationslogik und Handeln*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Gibbs, G. (2010). *Dimensions of quality*. York: The Higher Education Academy.
- Guhn, M. (2007). *Hochschulfinanzierung und Hochschulqualität – Eine interdisziplinäre Analyse zum Verhältnis beider Bereiche der Hochschulökonomie*. Dissertation, Universität St.Gallen.
- Heine, C. & Quast, H. (2011). *Studienentscheidung im Kontext der Studienfinanzierung*. Hochschulinformationssystem (HIS), Forum Hochschule.
- Heine, C., Quast, H. & Spangenberg, H. (2008). *Studiengebühren aus der Sicht von Studienberechtigten*. Hochschulinformationssystem (HIS), Forum Hochschule.
- Helbig, M., Baier, T. & Kroth, A. (2012). Die Auswirkung von Studiengebühren auf die Studierneigung in Deutschland. Evidenz aus einem natürlichen Experiment auf Basis der HIS-Studienberechtigtenbefragung. *Zeitschrift für Soziologie*, 41(3), 227–246.
- Hetze, P. & Winde, M. (2010). *Auswirkungen von Studiengebühren. Ein Vergleich der Bundesländer nach Studierendenzahlen und ihrer sozialen Zusammensetzung. Ländercheck Lehre und Forschung im föderalen*. Essen: Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft.
- Heuberger, N. (2011). *Sozialverträgliche Studiengebühren. Modelle für eine sozialverträgliche Ausgestaltung von Studiengebühren vor dem Hintergrund der interkantonalen Ausgleichszahlungen und der kantonalen Stipendiensysteme*. Bern: Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK).
- Hillmert, S. & Jacob, M. (2003). Social Inequality in Higher Education: Is Vocational Training a Pathway Leading to or Away from University? *European Sociological Review*, 19(3), 319–334.
- Ichimura, H. & Taber, C. (2002). Semiparametric Reduced-Form Estimation of Tuition Subsidies. *The American Economic Review*, 92(2), Papers and Proceedings of the One Hundred Fourteenth Annual Meeting of the American Economic Association, 286–292.
- Janeba, E., Kemnitz, A. & Ehrhart, N. (2007). Studiengebühren in Deutschland: Drei Thesen und ihr empirischer Gehalt. *Perspektiven der Wirtschaftspolitik*, 8(2), 184–205.
- Jones, G. (2010). Managing Student Expectations: The Impact of Top-Up Tuition Fees. *Perspectives: Policy and Practice in Higher Education*, 14(2), 44–48.
- Kramer, J., Nagy, G., Trautwein, U., Lüdtke, O., Jonkmann, K., Maaz, K. & Treptow, R. (2011). Die Klasse an die Universität, die Masse an die anderen Hochschulen? *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 14, 465–487.
- Kristen, C. (1999). *Bildungsentscheidungen und Bildungsungleichheit – ein Überblick über den Forschungsstand*. Arbeitspapiere - Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung, Nr. 5, Mannheim.
- Lörz, M. (2013). Differenzierung des Bildungssystems und soziale Ungleichheit: Haben sich mit dem Ausbau der beruflichen Bildungswege die Ungleichheitsmechanismen verändert? *Zeitschrift für Soziologie*, 42(2), 118–137.
- Lörz, M. & Schindler, S. (2011). Bildungsexpansion und soziale Ungleichheit: Zunahme, Abnahme oder Persistenz ungleicher Chancenverhältnisse – eine Frage der Perspektive? *Zeitschrift für Soziologie*, 40(6), 458–477.
- Müller, W., Pollak, R., Reimer, D. & Schindler, S. (2011). Hochschulbildung und soziale Ungleichheit. In R. Becker (Hrsg.), *Lehrbuch der Bildungssoziologie* (S.289–327). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Müller, W. & Pollak, R. (2010). Weshalb gibt es so wenige Arbeiterkinder in Deutschlands Universitäten? In R. Becker & W. Lauterbach (Hrsg.), *Bildung als Privileg* (S.305–344). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mumper, M. (1996). *Removing college price barriers: What government has done and why it hasn't worked*. Albany: State Univ. of New York Press.
- NZZ. (2013, 9. April). Gratis an die Universität? - Studierende wollen Studiengebühren abschaffen. *Neue Zürcher Zeitung*. Abgerufen von <http://www.nzz.ch/aktuell/zuerich/uebersicht/studierende-wollen-studiengebuehren-abschaffen-1.18060423>
- NZZ Campus. (2012, 20. Dezember). HSG verschont Bachelor bei Gebührenerhöhung. *Neue Zürcher Zeitung Campus*. Abgerufen von <http://campus.nzz.ch/politik/hsg-verschont-bachelor-bei-gebuehrenehoehung>
- NZZ Campus. (2013, 7. März). Wirbel um ETH-Gebühren. *Neue Zürcher Zeitung Campus*. Abgerufen von <http://campus.nzz.ch/politik/wirbel-um-eth-gebuehren>
- NZZ Campus. (2013b, 22. April). Unterstützung für die Zürcher Bildungsinitiative. *Neue Zürcher Zeitung Campus*. Abgerufen von <http://campus.nzz.ch/politik/unterstuetzung-fuer-die-zuercher-bildungsinitiative>
- OECD (2012). *Education at a glance 2012*.
- OECD (2012b). *Education at a glance 2012- Highlights*.
- OECD (2012c). *Bildung auf einen Blick 2012*.
- Ringe, D. & von Bülow, K. (2013). Studiengebührendiskriminierung in der EU – ein Verbot und seine Folgen. *VSH-Bulletin*, 1, 28–38.
- Schindler, S. & Reimer, D. (2010). Primäre und sekundäre Effekte der sozialen Herkunft beim Übergang in die Hochschulbildung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 62(4), 623–653.
- Van der Klaauw, W. (2002). Estimating the Effect of Financial Aid Offers on College Enrollment. *International Economic Review*, 43(4), 1249–1287.
- Vester, M. (2006). Die ständische Kanalisierung der Bildungschancen. In W. Georg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit im Bildungssystem: Eine empirisch-theoretische Bestandsaufnahme* (S.12–54). Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

An alle Mitglieder der VSH

Einladung zur ordentlichen Mitgliederversammlung

Freitag, 22. November 2013, 13 Uhr



A tous les membres de l'AEU

Invitation à l'Assemblée générale ordinaire

Vendredi 22 novembre 2013, 13 h



An alle Mitglieder der VSH

Einladung zur ordentlichen Mitgliederversammlung

Freitag, 22. November 2013, 13 Uhr

A tous les membres de l'AEU

Invitation à l'Assemblée générale ordinaire

Vendredi 22 novembre 2013, 13 h

Universität Bern
Hochschulstrasse (Grosse Schanze)
Kuppelsaal
Hauptgebäude Bâtiment central
<http://www.bau.unibe.ch/plaene/hgexwiunis.htm>

Sehr geehrte Mitglieder

Hiermit lädt der Vorstand Sie zur ordentlichen Mitgliederversammlung des Jahres 2013 ein. Es werden keine weiteren Einladungen versandt!

Traktanden

1. Bericht des Präsidenten,
Prof. Christian Bochet
2. Bericht des Generalsekretärs und Kassiers
sowie des Redaktors des Bulletins
3. Verlesung des Berichts der Kassenprüfer
4. Entlastung des Vorstands
5. Wahl des Vorstands für 2014–2015
6. Arbeitsprogramm
7. Verschiedenes

Um 14 Uhr findet am gleichen Ort eine öffentliche Veranstaltung der VSH statt. Bitte nehmen Sie teil.
Siehe nächste Seite

Chers Membres

Le comité vous invite à l'Assemblée générale de l'année 2013. Il n'y aura pas d'autres envoies de cette invitation.

Agenda

1. Rapport du président, le professeur
Christian Bochet
2. Rapport du secrétaire général et trésorier et
du rédacteur du Bulletin
3. Rapport sur le contrôle des finances
4. Décharge du comité
5. Election du comité pour 2014 et 2015
6. Plan de travail
7. Points divers

A 14 h suivra une manifestation publique de l'AEU au même endroit. Venez nombreux.

Voir page suivante.

Vereinigung der
Schweizerischen HochschuldozierendenAssociation Suisse
des Enseignant-e-s d'Université

Einladung zu einer Veranstaltung der VSH

Invitation à une manifestation de l'AEU

Hochschullandschaft Schweiz : Die Rolle der Dozierenden Le paysage suisse des hautes écoles : le rôle des enseignant-e-s

mit Beiträgen von avec des interventions de

Antonio Loprieno, Basel

Professor für Ägyptologie	Professeur d'Égyptologie
Rector der Universität Basel	Recteur de l'Université de Bâle
Präsident	Président
«Swiss Universities»	

Christian Wasserfallen, Bern

Nationalrat	Conseiller National
Präsident der WBK	Président de la CSEC

Bernadette Charlier, Fribourg

Professorin für Erziehungswissenschaften	Professeure en Science de l'Éducation
Direktorin des Zentrum für Hochschuldidaktik	Directrice du Centre de Didactique Universitaire

mit anschliessender Diskussion suivies d'une discussion

Freitag, 22. November 2013 Vendredi 22 novembre 2013

14:00 – 16:00 h

Kuppelsaal

Hauptgebäude Bâtiment central

Universität Bern, Hochschulstrasse (Grosse Schanze)

Der Vorstand der VSH lädt Sie, Ihre Kolleginnen und Kollegen und weitere Interessierte herzlich zur Teilnahme an dieser Veranstaltung ein.

Le comité directeur de l'AEU invite vous, vos collègues et d'autres intéressé-e-s cordialement à assister à cette manifestation.

Der Eintritt ist frei

L'accès est libre

Herausgeber und Verlag/Editeur:

Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden
 Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université
 Associazione Svizzera dei Docenti Universitari
 Generalsekretariat: Prof. Dr. Gernot Kostorz
 Buchhalden 5, CH-8127 Forch
 Tel.: 044 980 09 49 oder/ou 044 633 33 99 (ETHZ)
 Fax: 044 633 11 05
 E-mail: vsh-sekretariat@ethz.ch
 Homepage: www.hsl.ethz.ch
 PC-Konto / ccp 80-47274-7

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet

Redaktion/Rédaction:

Prof. Dr. Wolfgang Lienemann, Manuelstrasse 116, 3006 Bern
 E-Mail: wolfgang.lienemann@theol.unibe.ch

Layout:

Grafikbüro ETH, Rämistrasse 101, HG E 39, 8092 Zürich, E-Mail: grafik@ethz.ch

Druck/Imprimerie:

Druckzentrum ETH Zürich, 8092 Zürich

Anzeigen/Annonces:

Generalsekretariat

Preise: Stellenanzeigen/Postes à pourvoir: CHF 250 (1/2 Seite/page), CHF 500 (1 Seite/page),
 andere Annoncen/autres annonces: CHF 500/1000

Mitgliederbetreuung, Adressen/**Service membres, adresses:**

Generalsekretariat

Das Bulletin erscheint drei- bis viermal im Jahr und wird gratis an die Mitglieder versandt.
 Abonnements (CHF 65 pro Jahr inkl. Versand Schweiz) können beim Verlag bestellt werden.
 Le Bulletin apparaît trois à quatre fois par an et est distribué gratuitement aux membres.
 Des abonnements sont disponibles auprès de l'éditeur (CHF 65 par an, frais de port compris en Suisse).

Vorstand/Comité directeur am 1. November / au 1^{er} novembre 2013**Präsident/Président:**

Prof. Dr. sc. nat. Christian Bochet, Université de Fribourg, Département de Chimie,
 Chemin du musée 9, 1700 Fribourg, Tel.: 026 300 8758, E-Mail: christian.bochet@unifr.ch

Vorstandsmitglieder/Membres du comité:

Prof. Dr. Nikolaus Beck, Università della Svizzera italiana, Institute of Management,
 Via G Buffi 13, 6900 Lugano, Tel.: 058 666 44 68, E-Mail: nikolaus.beck@usi.ch

Prof. Dr. iur. Robert Danon, Centre de droit public, Quartier UNIL-Dorigny,
 Bâtiment Internef, 1015 Lausanne, E-Mail: robert.danon@unil.ch

Prof. (em.) Dr. phil. Hans Eppenberger, Wiesenweg 5, 5436 Würenlos,
 Tel.: 056 424 3256, E-Mail: hans.eppenberger@cell.biol.ethz.ch

Prof. Dr. ès Sc. Robert Gurny, Université de Genève, Pharmacie galénique,
 Quai Ernest-Ansermet 30, 1211 Genève 4, Tél.: 022 379 61 46, E-Mail: robert.gurny@unige.ch

Prof. Dr. (Ph.D.) Stephan Morgenthaler, Ecole Polytechnique de Lausanne (EPFL),
 Fac. Sciences de base (SB), Inst. de mathématiques (IMA), MAB 1473 (Bâtiment MA),
 Station 8, 1015 Lausanne, Tél.: 021 6934232, E-mail: stephan.morgenthaler@epfl.ch

Prof. Dr. iur. utr. Brigitte Tag, Universität Zürich, Rechtswissenschaftliches Institut,
 Freiestrasse 15, 8032 Zürich, Tel.: 044 634 39 39, E-Mail: Lst.tag@rwi.uzh.ch

Herausgegeben mit Unterstützung der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW)
Publié avec le soutien de l'Académie suisse des sciences humaines et sociales (ASSH)



Mitglied der Schweizerischen Akademie
 der Geistes- und Sozialwissenschaften
www.sagw.ch

Vereinigung der
 Schweizerischen Hochschuldozierenden



Association Suisse
 des Enseignant-e-s d'Université



Membre de l'Académie suisse
 des sciences humaines et sociales
www.assh.ch



Assistant Professor of Plant Cell and Developmental Biology/Plant-Microbial Interactions

The Department of Biology (www.biol.ethz.ch) in cooperation with the Department of Environmental System Sciences (www.usys.ethz.ch) at ETH Zurich invites applications for above-mentioned position. The new professor is expected to build a vibrant, world-class research program that combines state-of-the-art technologies in plant molecular cell biology, live cell imaging, and genetics to generate new knowledge of the fundamental molecular mechanisms underlying plant development and/or plant microbe interactions. The activities should be integrated with ongoing research developed in the Department of Biology in the areas of plant biology and genetics, cell dynamics, systems biology. The successful candidate is also expected to promote translational research activities in the context of the World Food System strategic initiative of ETH Zurich. He or she will be a member of the Department of Biology and associated with the Department of Environmental System Sciences and contribute to the teaching activities offered by these departments at the bachelor and master levels. The research group will be housed in the Institute of Agricultural Sciences. The new professor will be expected to teach undergraduate level courses (German or English) and graduate level courses (English).

This assistant professorship has been established to promote the careers of younger scientists. The initial appointment is for four years with the possibility of renewal for an additional two-year period.

Please apply online at www.facultyaffairs.ethz.ch

Applications should include a curriculum vitae, a list of publications, the names of at least three referees, a teaching statement, and a short overview of the research interests. The letter of application should be addressed **to the President of ETH Zurich, Prof. Dr. Ralph Eichler. The closing date for applications is 30 November 2013.** ETH Zurich is an equal opportunity and family friendly employer and is further responsive to the needs of dual career couples. In order to increase the number of women in leading academic positions, we specifically encourage women to apply.



Professor/Assistant Professor (Tenure Track) of Power Semiconductors

The Department of Information Technology and Electrical Engineering (www.ee.ethz.ch) at ETH Zurich invites applications for a tenured professorship or tenure-track assistant professorship in power semiconductor devices. The new professor is expected to develop a strong research program in the area of novel power semiconductor devices.

The applicant will be expected to have a PhD degree, as well as an established track record or proven potential in such disciplines as advanced silicon based power semiconductors, wide band gap power semiconductors, power device simulation, packaging, or novel cooling technologies. Furthermore, the applicant should be able and willing to offer courses on power semiconductors in the electrical engineering curriculum (undergraduate level courses in German or English and graduate level courses in English).

Please apply online at www.facultyaffairs.ethz.ch

Applications should include a curriculum vitae, a list of publications, and a statement of your future research and teaching interests. The letter of application should be addressed **to the President of ETH Zurich, Prof. Dr. Ralph Eichler. The closing date for applications is 31 December 2013.** ETH Zurich is an equal opportunity and family friendly employer and is further responsive to the needs of dual career couples. In order to increase the number of women in leading academic positions, we specifically encourage women to apply.

Assistant Professor (Tenure Track) of Chemical Engineering

The Institute of Chemical and Bioengineering Sciences of the Department of Chemistry and Applied Biosciences at ETH Zurich (www.chab.ethz.ch) invites applications for the above-mentioned position. The successful candidate should demonstrate a strong background in chemical engineering and chemistry and the potential to develop an ambitious, world-class program in emerging areas of chemical engineering with focus on sustainability, risk analysis, and product- and process technology.

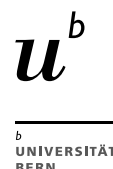
Candidates should have a PhD degree in chemical engineering or a related field and have an excellent international record of accomplishments. The new professor should be motivated and committed to teach undergraduate level courses (German or English) and graduate level courses (English) in chemical engineering.

This assistant professorship has been established to promote the careers of younger scientists. The initial appointment is for four years with the possibility of renewal for an additional two-year period and promotion to a permanent position.

Please apply online at www.facultyaffairs.ethz.ch

Applications should include a curriculum vitae, a list of major achievements, a list of refereed publications and a statement of your future research and teaching interests. The letter of application should be addressed to the President of ETH Zurich, Prof. Dr. Ralph Eichler. The closing date for applications is 30 November 2013. ETH Zurich is an equal opportunity and affirmative action employer. In order to increase the number of women in leading academic positions, we specifically encourage women to apply. ETH Zurich is further responsive to the needs of dual career couples and qualifies as a family friendly employer.

Anzeige - Annonce



Erfolgreiche Trance-Induktion durch Vorlesungen

... können wir Ihnen leider nicht beibringen. Unser Anliegen ist gute Hochschullehre.

Unser neues Kursprogramm ist jetzt online: www.hochschuldidaktik.unibe.ch

Wir bieten handlungsorientierte Workshops, kleine Kursgruppen, solide Theorie-Praxis-Verzahnung und starke Kursthemen. Zum Beispiel: «Best of Frontalunterricht», «Kreatives Denken», «Workshop Moderation» oder «Mit Zielen führen in der Hochschullehre»

CAS Hochschullehre

Der flexible Einstieg in den hoch modularisierten Studiengang ist jederzeit möglich. Die Kurstage werden ergänzt durch Vertiefungen in Transfergruppen und individuelle Beratung.

Fokus Curriculumsentwicklung

Ein Angebot für alle, die Studienprogramme optimieren oder entwickeln wollen: Zum Beispiel «Planspiel Curriculumsentwicklung»



***Die Stimme
der Hochschuldozierenden***



***La voix
des enseignant-e-s d'université***